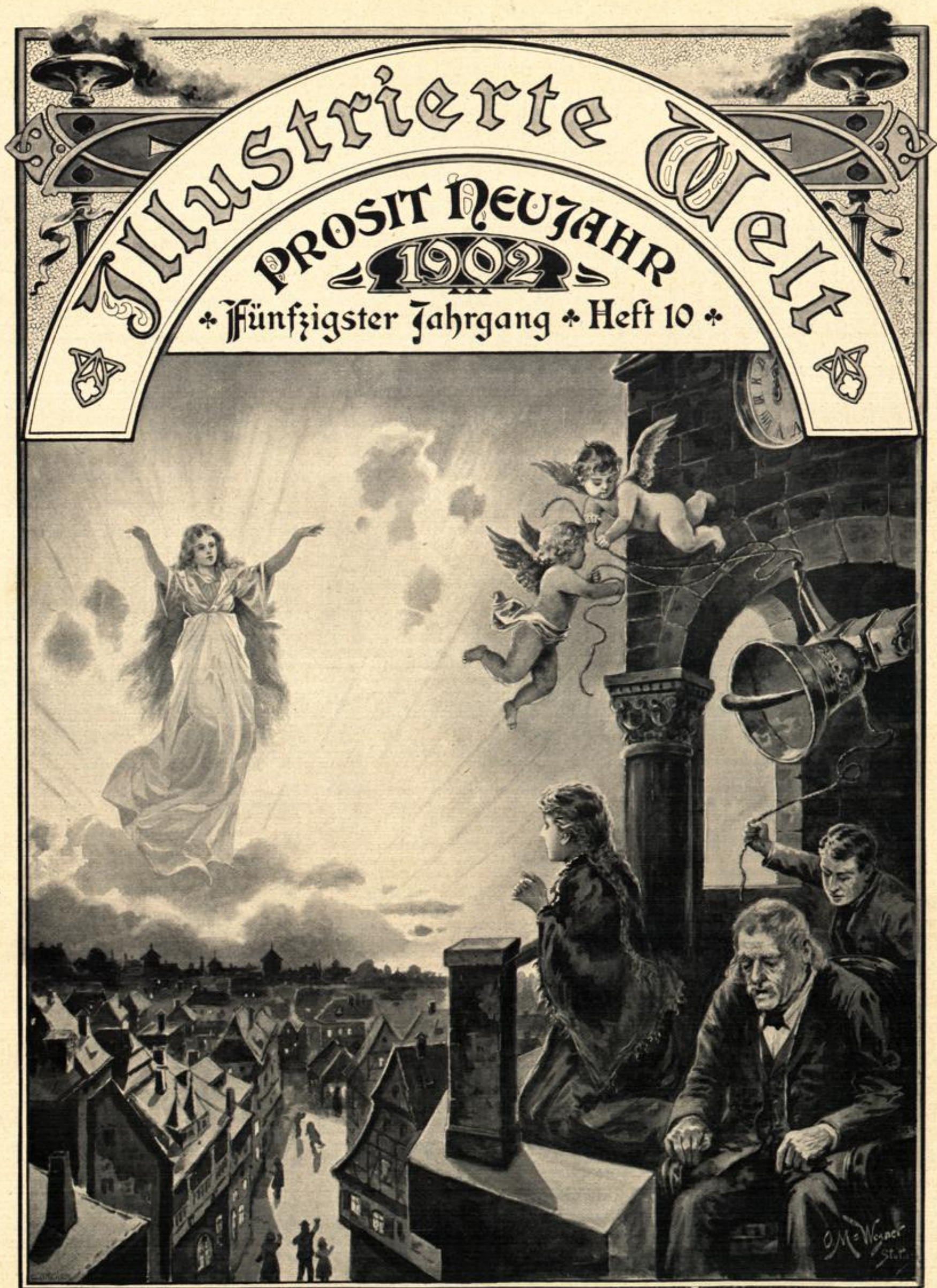




Abrahams Opfer.

Eine Erzählung aus dem Burenkriege

von

Gustaf Janson.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von
Friedrich v. Känel.

(Fortsetzung.)

„Ist de Blicz allein?“ fragte van der Rath den schwarzen Diener des Kommandanten.

„Nah, nur alte Pastor drinnen und plagen meinen Herrn mit seinen Reden von . . . was weiß ich. Mein Baas sehr froh werden, einen Freund zu sehen, ich schnell öffnen.“ Und ehe van der Rath ihn daran verhindern konnte, hatte er den Kopf in das Zelt gesteckt und gerufen: „Baas van der Rath hier und will . . .“

„Er ist willkommen!“ hörte man de Blicz antworten, und den Mund bis an die Ohren aufreisend, trock Bamba wieder hinaus und winkte dem Feldkornett, einzutreten.

Van der Rath folgte dem Wink und kam gerade noch recht, um den Kommandanten sagen zu hören:

„Nein, nein, Pastor Schmidt, wir wollen nicht mehr davon sprechen. Ich bin der einzige, dem die Männer hier drinnen folgen; meinen Sie, ich sollte ihr Vertrauen täuschen und mich ergeben? Und wenn ich es thäte, meinen Sie, daß unsre Feinde dann aufhören würden, uns zu verfolgen? Sie kennen uns, Pastor, und wissen, daß wir den Frieden und ruhige Arbeit lieben, aber wir wollen uns nicht von Haus und Heim treiben lassen, und Sie mögen noch so oft wiederholen, daß der Kampf hoffnungslos ist, — so lange ich atme, soll er kein Ende nehmen. Wir sind freie Männer und wollen als solche behandelt werden.“

Van der Rath war in der Zeltoöffnung stehen geblieben, wo niemand ihn beachtete, denn de Blicz sprach aufgeregt weiter:

„Sie meinen es gut, Pastor, ich weiß das, aber Sie kennen den Himmel besser als die Erde. Und wir, die wir hier unten weilen, müssen unsern Weg zu Ende wandern. Der Krieg ist etwas Fürchterliches, das Böseste und Roheste, das sich denken läßt, und die Gelegenheit, Mut und Todesverachtung zu zeigen, die er gewährt, hilft nicht über die vielen Verbrechen hinweg. Pastor, ich sage Ihnen, daß die Hölle ein Paradies gegen dieses Leben ist . . . mißhandelte Frauen, elternlose Kinder, tote Männer und verbrannte Höfe . . . verbrannte Höfe. Was sind die Schlachten selbst gegen das, was dazwischen geschieht? Wollen Sie eine Episode aus diesem Krieg hören?“

„Es war ein Mann, der ebenso dachte wie Sie, der wünschte, niemals zu den Waffen greifen zu müssen! Das Strafgericht des Herrn traf sein Land, aber er hielt sich fern von allem und verbarg sich mit seiner jungen Frau, um nicht daran teilnehmen zu müssen. Der Thor, er wußte nicht, was ein Krieg war; wer entgeht ihm, was glauben Sie? Eines Tages kam ein Trupp fremder Soldaten zu der Farm des Mannes, denn der Distrikt war als aufrührerisch erklärt worden. Sie waren müde und ausgehungert und nahmen, was sie bekommen konnten, ohne um Erlaubnis zu bitten. Die Männer, denen ihr Eigentum geraubt wurde, protestierten: „Wir haben nichts damit zu thun,“ sagten sie, „laßt uns behalten, was unser ist.“ Ein hartloser Jüngling führte die Fremden an, und er lachte laut über die Klagen. „Wißt ihr nicht, daß Krieg im Lande ist?“ fragte er, und um seine Macht zu zeigen, ließ er einige Höfe anzünden, zu denen sie zuerst gekommen waren. „Wir frieren,“ sagte er, „wir bedürfen Feuer, und dies ist Krieg, nun wißt ihr es.“ Was fragte er danach, wer in den Häusern wohnte, wie hätte er an diese Sache denken sollen? Er war schneidig, wie es genannt wird, und wollte die Befehle seiner Vorgesetzten ausführen, Befehle von Männern, die ebensowenig als er die Menschen dort kannten.“

De Blicz brauchte seine Willenskraft nicht länger zu konzentrieren, als er sich herbeilegte, von dem zu sprechen, um das sich alle seine Gedanken bewegten. Seine Augen flammten, und seine Worte wurden mit der wilden Festigkeit eines verzweifelt Menschen hervorgestoßen, aber es waren doch nicht die Worte, sondern die rasenden Gebärden und der herzerreißende Ton, die einen so starken Eindruck auf die Zuhörer machten, daß sie ihn wie verzaubert anstarrten.

„In einem der Höfe wohnte der Mann, von dem ich spreche. Er wandte sich an den Jungen, dem ein böser Zufall Nacht über Leben und Tod verliehen und der nicht verstand, was dies zu bedeuten hatte. Der Mann bat: „Verschont meinen Hof, Herr, dort drinnen liegt gerade eine Frau, die gebären soll.“ Niemand antwortete auf seine Bitten, die Männer waren gereizt — weshalb, das wußten sie nicht — und sie

legten Feuer an. Es entstand eine lustige Flamme, das Feuer verbrannte das alte Haus, das während vieler Jahre vom Vater auf den Sohn übergegangen war, und nur mit Ausbietung seiner äußersten Kräfte gelang es dem Mann, seine Frau zu retten. Sie sah die Flammen, aber begriff nichts, ihre Augen wurden groß und starr vor Schrecken, sie fiel zu Boden und gebar ein Kind, das kläglich wimmerte und starb. Sie selbst wurde wahnsinnig in den Armen ihres Gatten und starb ebenfalls, von den Flammen ihres brennenden Hauses beleuchtet. — Die Fremden waren ihrer Wege gegangen; und allein in der Nacht stand der Mann an den Leichen seiner Frau und seines Kindes . . .“

„Ermahne mich nicht, sondern gehe zu unsern Feinden und gebiete ihnen, die Waffen niederzulegen; gehe zu denen, die mit ihrer hohen Kultur prahlen und ihrem festen Glauben, geh und sprich mit ihren Priestern und höre, was sie antworten.“

„Der Teufel aber fuhr in den Leib dieses Mannes, und seit jener Nacht irrt er verdammt über die Erde. Seine Bibel ist fort, verbrannt, seinen Glauben hat er vergessen, aber er erinnert sich noch an eine Zeile aus der Schrift: Auge um Auge, Zahn um Zahn, so sieht er es in feuriger Schrift, wohin er blickt. Er jagt über die Ebenen seines Heimatlandes, mit Männern, ebenso verzweifelt wie er, und unsichtbar reitet der Knochenmann neben ihm, seine scharfgewedelte Sense schwingend. Überall sieht er die Augen seiner Frau, aus denen der Wahnsinn leuchtete, ehe der Tod als Erlöser kam. Aber wenn die Kanonen donnern und die Gewehre knattern, dann gleicht er sich selber wieder; wenn das Blut in Strömen fließt und die Flüche gen Himmel steigen, dann vergißt er für einige Stunden, und seine einzige, seine größte Freude ist, wenn er das Eigentum seiner Feinde in Flammen aufgehen sieht. Zu zerstören, zu vernichten, zu verbrennen, das ist seine Aufgabe! Er reitet durch das Land, und hinter ihm bleichen die Gebeine von Freund und Feind. Er reitet und reitet und reitet, und immer sieht er nur die gebrochenen Augen seiner wahnsinnigen Frau vor sich. Sie sind immer gleich weit entfernt, er erreicht sie nie . . . niemals, wie er auch vorwärts stürmen mag während Tagen und Nächten, durch Feuer und Blut, sie sind immer gleich . . . weit . . . entfernt.“

„Es ist Krieg im Lande, Alter, wie darfst du da von Frieden und Versöhnung schwachen? Hat jener Mann begonnen, frage ich dich, hat er das? — Nein, es soll Blut fließen, und Todeschreie sollen ertönen! Kampf auf Leben und Tod, Kampf bis aufs Messer, Kampf bis zum letzten Atemzug! Es ist Krieg, und Krieg ist: Hunger, Not, Pest, Schändlichkeit, Mord, Diebstahl, tote Männer, tote Frauen und Kinder und verbrannte Höfe.“

Die Augen von Thränen verschleiert, ging der Missionar zu van der Rath.

„Sei stark, mein Sohn!“ sagte der Alte feuernd. „Stark?“ rief de Blicz aus. „Nein, sei hart, hart wie Stahl! Höre nichts, sieh nichts, fühle nichts und vergiß, daß du als Mensch geboren bist, sonst taugst du nicht zum Krieger.“ Er bezwang sich mit einer gewaltigen Anstrengung, reichte van der Rath, den er erst jetzt zu bemerken schien, seine Hand und sagte in einem Ton, dessen Ruhe einen seltsamen Kontrast gegen seine vorher zum Ausbruch gekommene Heftigkeit bildete: „Guten Tag, Abraham, was willst du?“

Van der Rath drückte hart seine Hand und suchte nach einer Antwort. Er hatte sich auf dieses Gespräch vorbereitet, denn er kannte seinen Freund, den Kommandanten, und wußte, mit welcher ungünstigen Augen dieser jemand seinen Posten verlassen sah.

In seiner Armee, wo alle Freiwillige waren, geschah es nicht selten, daß fünfzig bis hundert Mann auf einmal Urlaub nahmen und nach Hause zogen, um bei passender Gelegenheit zurückzukehren. Und zuweilen kam es auch vor, daß sie für immer daheim blieben.

Aber nun war der Krieg in eine neue Phase getreten, die Zeit des Kleinkriegs war gekommen, und trotz ihrer verschwindenden Minderzahl zeigten sich die Buren als kräftige Parteigänger, die im Stande waren, den endlichen Sieg, den die Führer auf der anderen Seite des Meeres für ihre Privatwende bedurften, noch lange zu verzögern. Im Norden hing gleich einer mit Elektrizität geladenen Gewitterwolke die zusammengeschmolzene Armee Bothas, und im Osten operierte de Blicz mit einigen andern waghalsigen Führern. Es waren die letzten Reste der Geschlagenen, die aller Existenzmittel beraubt waren, daß sie sich jedoch noch stark genug fühlten, ganze Corps zu erhalten, das bewies am besten, wie schrecklich der Feind, der einen so wilden Haß gewedt hatte, in dem eroberten Lande verfahren war. Aber de Blicz brauchte auch jeden Mann, und van der Rath wußte es. Und jetzt, als er seine Sache, auf die er sich so gut vorbereitet hatte, vorbringen sollte, hatte er jedes Wort vergessen; doch was nützte es übrigens, einem Mann Gründe zu nennen, der nur

seiner Rache und seiner Verzweiflung lebte. Darum sagte er nur, indem er an die Worte des Kommandanten anknüpfte, ehe der Missionar ging:

„Ich fühle mich als Mensch.“
„Was meinst du, Abraham?“ De Blicz blieb vor ihm stehen, und als er seinen Feldkornett etwas schärfer betrachtet hatte, da sah er, daß mit ihm in wenigen Tagen eine große Veränderung vorgegangen war. „Was soll das, sehnst du dich auch nach Hause?“

„Ja,“ antwortete van der Rath, gleich zur Sache kommend. „Dieses Leben hier ekelt mich an — ich kann nicht töten, nein, ich kann nicht.“

„Wer kann das, Abraham, wer kann das? Wir sind noch nicht genug zivilisiert für dieses Handwerk, wir sind nur rohe Freistaatsbauern, wir. Du bist glücklich, daß du einmal aufhören kannst, ich muß, mit oder gegen meinen Willen, fortfahren und . . .“ Er taumelte ein paar Schritte zurück und starrte nach van der Raths Kopf, als ob er dort eine unheimliche Erscheinung gesehen hätte.

Der Feldkornett fuhr sich verwirrt mit der Hand über den Scheitel, auf dem der Blick des Kommandanten wie gebannt ruhte.

„Abraham,“ sagte de Blicz heiser, indem er sich einige hervorstechende Schweißtropfen von der Stirn trocknete. „Geh nicht, bleibe hier, dein Freund bittet dich darum!“

Van der Rath schüttelte abwehrend den Kopf.

„Wie du willst, ich kann dir nicht helfen. Aber du wirst wiederkommen, sage ich dir, du kommst wieder, so gut wie die andern.“ Und als van der Rath seine abwehrende Bewegung wiederholte, flüsterte er: „Ich habe über deinem Scheitel ihre Augen gesehen, ihre und ihres Kindes Augen. Du bist gerichtet, du wirst in diesem Krieg fallen, du und dein Sohn.“

„Jsaak . . . mein Junge!“ Es klang wie der Angstruf eines Ertrinkenden, und der starke Mann ballte die Hände, bereit, das Liebste, das er besaß, zu verteidigen.

„Es ist Krieg im Lande, van der Rath, Krieg und Glend. Die Schlachten mit ihren Verlusten an Menschenleben sind nichts gegen alles andre. Unfreie Hände sind gebunden, wir haben keinen Willen, andre herrschen über uns, böse Mächte haufen hier . . . ringsum überall . . . Das Schrecklichste sind die großen Lügen und die vielen Verbrechen. — Sage nichts, Abraham, rühre dich nicht, ich sehe ihre Augen aufs neue, ihre Augen und die des Kindes, das zu sterben geboren wurde. Hüte deinen Sohn wohl, schütze ihn, sage ich dir; ihr seid beide gerichtet, und es muß etwas Entsetzliches geben, denn so nahe habe ich ihre Augen noch nie gesehen.“

Wenn die Liebe eines Vaters seinen einzigen Sohn schützen kann, so ist mein Jsaak außer aller Gefahr.“

„Du hast keinen Willen, Abraham, du bist an Händen und Füßen gebunden; Männer, Weiber und Kinder, alle sind es. Es ist Krieg im Lande, und in einem Krieg ist alles möglich . . . alles . . .“

„Lebe wohl!“ sagte van der Rath tonlos und streckte ihm seine Hand dar. „Nun muß ich heim . . . um Jsaaks willen.“

Und der Bauernführer, der Pflug und Spaten im Stich gelassen hatte, um die Selbständigkeit seines Vaterlandes zu schützen, drückte seine Hand und murmelte:

„Du auch, Abraham, du und alle . . . alle sind wir verdammt, du und dein Sohn und alle . . . alle . . .“

„Nein. Denn sofern zwei starke Arme und ein rebellischer Wille etwas vermögen, soll der Junge am Leben bleiben.“

De Blicz lachte hoffnungslos, als van der Rath hinaustaumelte, und sobald er allein war, nahm er seinen rastlosen Gang wieder auf.

„So nahe habe ich ihre Augen noch nie gesehen . . . nie . . . was bedeutet das . . . was willst du, Frau?“

Bleich und zitternd ging Abraham van der Rath durch das Lager, stumm aus dem tiefsten Grund seines aufgeregten Herzens betend:

„Nicht den Knaben, Herr, nicht den Knaben! Nimm statt dessen mein Leben, aber nicht den Knaben . . .“

Er war zu aufgeregt, als daß er an etwas andres hätte denken können, als an die unheimliche Prophezeiung des Kommandanten, und er vergaß alles darüber. Er ließ sich nicht einmal Zeit, dem Manne Lebewohl zu sagen, der seinem Leben eine neue Richtung gegeben hatte, er nahm nicht Abschied von seinen Freunden, wie es seine Absicht gewesen war. Er sprang zu seinem Pferd, sattelte es eiligst und ritt fort, indem er murmelte:

„Nicht den Knaben . . . nicht den Knaben . . .!“

Siebentes Kapitel.

In einem eroberten Lande.

Mitten auf der Ebene erhob sich eine einsame Farm. Ein niedriges, rechteckiges Gebäude mit zwei kleinen

Fenster auf der Vorderseite und dazwischen ein Hausflur, dessen Dach vier bemalte Pfosten trugen. Ringsum ein spärlich mit Gras bewachsener Hofplatz, von einer langen, niedrigen Ziegelmauer umgeben; das Wohnhaus bestand ebenfalls aus dem gleichen Material. Etwas weiter entfernt standen ein Wagenschuppen und dahinter ein Stall und einige Magazine, alle mit Holzplatten, einer Erfindung der letzten Zeit, gedeckt, während sich das Wohnhaus mit einem alten Strohdach hatte begnügen müssen.

Die Morgensonne funkelte in den kleinen Scheiben des stillen Hauses, und ringsum dehnte sich weit und öde die Ebene aus. Kein Mensch war zu entdecken, kein Laut störte die tiefe Stille, bis ein einzelner Reiter am Horizont auftauchte.

Es war ein großgewachsener, breitschulteriger Mann mit einem üppigen Bart, der breit auf die Brust herabhing, und kleinen, freundlichen Augen, die liebevoll auf das niedrige Gebäude drüben gerichtet waren. Seine beschmutzte Joppe hing in Falten um die derben Glieder, das Gesicht war von Pulver geschwärzt und die Stirn mit einer schmutzigen grauen Binde verbunden. Aber der Mann hatte den Schlapphut fest in den Nacken geschoben und sich in die Brust geworfen, als ob er mit größerem Wohlbehagen als gewöhnlich diese Luft einatmete. Das Pferd glich seinem Reiter, es war struppig und bestaubt und das Zaumwerk zerfetzt, aber als es das ermunternde Schnalzen seines Herrn hörte und das Haus sich gleichsam aus dem Boden erheben sah, da wieherte es wiedererkennend und beschleunigte von selbst seine Schritte.

Ein paar Weilen wurden in raschem Galopp zurückgelegt, und bald befanden sich die beiden vor der Ziegelmauer. Der Reiter zog die Zügel an und betrachtete jeden Gegenstand mit einem so herzlichen Ausdruck in seinen Augen, als wenn er selbst die dicken Balken in den Wänden lieblos wollte, und dann sagte er: „Mein Heim!“

Er nickte dem Hause zu, glitt aus dem Sattel und führte das Pferd nach dem Stall. Dort angelangt, schüttelte er nachdenklich seinen großen Kopf; es sah unordentlich und düster aus in den leeren Ständen. Aber die Freude darüber, sich endlich hier zu befinden, war augenscheinlich zu groß, als daß etwas anderes störend auf seine gute Laune hätte einwirken können. Das Pferd war in einen Stand getreten und wandte sich halb gegen seinen Herrn um, wie wenn es ihn fehlender Aufmerksamkeit wegen anklagen wollte. Dies weckte den Mann aus seinen Gedanken, er holte einen Armvoll Futter vom Heuboden herab und legte es in die Kasse, aus einem Kasten an der einen Wand nahm er ein Maß Korn, das in die Krippe geschüttet wurde. Nachdem dies gethan war, streichelte er dem Pferd den Hals und sagte:

„So, so, Grauer, nun friß! Wir haben beide böse Tage gehabt, aber wir haben gethan, was wir gekonnt haben.“ Und nachdem er es noch einmal gestreichelt hatte, verließ er den Stall.

Er befand sich ungefähr mitten zwischen ihm und dem Wohnhause, als die Thür des letzteren ein wenig geöffnet und eine rote Nase vorsichtig durch den Spalt herausgesteckt wurde. Der Mann auf dem Hofplatz blieb überrascht stehen und sah fragend nach der Thür, die halb sich geöffnet hatte, und in der ein Glaskopf mit ein Paar verwunderten, ungewaschenen Augen neben der roten Nase sichtbar wurde. Die farblosen Augen schweiften von rechts nach links und bemerkten endlich den Mann, der allein auf dem Hofplatz stand und wartete. Der Mensch auf der Schwelle fuhr zusammen, als ob er ein Geipenst erblickt hätte, und die Thür wurde eiligst wieder zugezogen, aber nur, um sich sogleich wieder sperrangelweit zu öffnen.

Einen kurzen Augenblick standen die beiden Männer gleich verwundert und betrachteten einander. Der Mensch auf der Schwelle mit einem erschrockenen Ausdruck in seinen blöden Augen, der Mann drunten mit augenscheinlichem Zorn in den seinigen.

„Was thun Sie hier?“ fragte er endlich und kam näher.

Der andre antwortete nicht, mit einem langen Satz sprang er vom Hausflur hinaus auf den Hof und begann nach der Oeffnung in der Mauer zu laufen. Er wußte jedenfalls gar nicht, was er that, er rannte nur auf Leben und Tod, und die grenzenlose Furcht, die ihn plötzlich ergriffen hatte, verließ seinem schlottenden Körper die nötigen Kräfte. Auf der andern Seite der Mauer blieb er stehen, sah furchtbar zurück und murmelte betroffen: „Van der Rath.“

„Was wollen Sie hier?“ fragte dieser zum zweitenmal und bückte sich, als beabsichtige er, einen Stein aufzuheben und dem Flüchtling nachzuschleudern.

Der Mensch stützte sich atemholend gegen die Mauer, und ein boshaftes Grinsen verzerrte sein häßliches Angesicht. Er wollte etwas antworten, aber als er sich umjah und fand, daß sie beide allein waren, da wagte er nichts, sondern setzte in langen Sprüngen seine Flucht nach der Ebene hinaus fort.

„Dieb!“ rief ihm van der Rath verächtlich nach.

Der andre blieb nun stehen, und die Entfernung zwischen ihnen hinreichend groß findend, schrie er etwas, das der Feldhorn als eine Drohung ansehn zu müssen glaubte, die andeutete, daß sie einander wieder treffen würden.

Van der Rath stand unentschlossen; er wußte nicht, ob er sein Pferd besteigen, dem Kerl nachreiten und ihn zwingen sollte, zu sagen, was er gemeint habe, oder ob er ihn laufen lassen sollte. Er zuckte die Schultern; was vermochte ein so schwächlicher, armer, verlassener Teufel ihm anzuhängen? Er sah einfach lächerlich aus, als er barhäuptig und mit flatternden Rockschößen seiner Wege rannte. Aber es berührte ihn unangenehm, daß er diesem Kerl in seinem eignen Hause begegnet war. Er schüttelte bekümmert den Kopf, er konnte es sich nicht verhehlen, diese Sache gefiel ihm nicht. Nun, mochte dem sein, wie es wollte, er wollte vor allem seinen Sohn umarmen. Und bereit, ihn an die Brust zu drücken, trat Abraham van der Rath über die Schwelle.

Das Haus enthielt nur fünf Räume, von denen der größte als Küche diente. Er ging durch den Saal mit seinen einfachen Möbeln, zwei unbemalten Tischen, sechs plumpen Stühlen und einem großen Sofa, und er warf dabei einen finsternen Blick nach der Kängswand, wo früher seine Büchsen gehangen hatten. Sie waren nicht mehr dort; es war Krieg im Lande, und der Sieger traf nur seine Vorsichtsmaßregel, indem er sie beschlagnahmte. Van der Rath öffnete die Thür zu dem nächsten Raum und trat ein.

Ein lauter Freudenruf empfing ihn, der Sohn ließ das Riemenwerk, das er gerade puhte, fallen, um in die Arme des Vaters zu eilen.

Lange hielten der Mann und der Knabe einander umschlungen, und nachdem die erste Ueberraschung sich gelegt hatte, schob der Vater seinen Sohn von sich und sagte bewundernd:

„Wie du in diesen Monaten gewachsen bist, Jsaak!“

Und er hatte recht, trotz seiner dreizehn Jahre entsprach die Größe des Knaben der eines vollständig erwachsenen Mannes, obwohl seine Glieder noch zart und wenig entwickelt waren.

Jsaak streckte sich, froh über den Stolz, der in den Worten des Vaters lag, und trat an den Thürpfosten, um das Zeichen zu zeigen, das sie zuletzt hineingeschnitten hatten. Er hatte seit damals einen ganzen Fingerbreit an Größe zugenommen, und van der Rath lachte wie ein Kind, als er es sah.

„Wenn du noch einige Jahre so zuwachst, dann . . . dann . . . ha, ha, ha!“

Und sie lachten beide sanft und herzlich. Dann folgten die unvermeidlichen Fragen. Mit wenigen ernstlichen Worten entwarf der Vater ein Bild von den Kämpfen und Abenteuern, und Jsaak lauschte mit blühenden Augen. Darauf erzählte er seinerseits mit der Gesprächigkeit eines Kindes von allem, was sich während der Abwesenheit des Vaters zugetragen hatte. Er mischte Großes und Kleines zusammen, berichtete auch von den Verhältnissen der Nachbarn und den Folgen, die der Krieg herbeigeführt hatte.

Die Kaffernkrieger waren sämtlich davongelaufen, die Männer zur englischen Armee, die Weiber . . . wohin, wußte er nicht. Dom Maas hatte sein Vieh verloren, es hieß, daß die Engländer es mit Beschlag belegt hätten; weshalb . . . sie bedurften wohl Proviant. Von allen Dienern auf der Farm war nur die alte Betty, die Kaffernknechtin, zurückgeblieben, und sie verbarg sich auf dem Dachboden, sobald sie ein verdächtiges Geräusch hörte. Wahrscheinlich lag sie auch jetzt dort neben dem Fruchtkasten in der linken Ecke, sie bildete sich ein, daß die Soldaten alle Schwarzen erschossen. Tante van Gracht war gestorben, und von den Männern hatte sie niemand zu Grabe geleitet außer Erasmus Flied und seinen drei Söhnen, aber sie hatten den Sarg nicht allein zu tragen vermocht. Tante van Gracht war nämlich furchtbar dick, und ihre Töchter mußten mit Hand anlegen; sie hatten auch selbst das Grab ihrer Mutter zugehaupelt, denn eine englische Abteilung hatte sich in der Nähe gezeigt, und Erasmus mußte sogleich mit seinen Söhnen fortreiten. Die Kaffern traten überall unverschämt auf, sie nahmen Speisen und Branntwein, wo sie wußten, daß keine Männer daheim waren, und thaten noch Schlimmeres. Ein Haus neben der Kirche war niedergebrannt, die Schwarzen sollten daran schuld sein, aber man glaubte, daß betrunkenen Soldaten das Feuer angelegt hätten, um sich an den Mädchen van der Walt wegen etwas zu rächen. Der Hirtenhund, der die Schafe bewachte, war auch von ihnen erschossen worden, weil er sie angebellt hatte, und die Schafe . . . Jsaak war an jenem Tag bei Dom Müller auf Besuch gewesen und hatte bei seiner Rückkehr nur noch zwei Schafe im Kraal vorgefunden, die auch erschossen waren, das nannten die Fremden Jagen.

Der Junge spie verächtlich aus, als er dieses gesagt hatte. Noch viel mehr hatte er zu erzählen, alles böse Neuigkeiten für den Heimgekehrten. Van der Rath's Züge verfinsterten sich, aber Jsaak fuhr fort:

„Dornenburg ist von den Engländern besetzt, und sie haben eine kleinere Abteilung bei der Kirche aufgestellt, aber ich glaube nicht, daß sie noch dort ist. Ueber den ganzen Distrikt ist der Belagerungsstand verhängt worden; was es ist, weiß ich nicht, aber Dom Müller sagt, sie hätten dies gethan, um ungestraft uns alles nehmen zu können, was sie wollten. Als ob hier noch etwas zu nehmen wäre, es ist kaum irgendwo noch ein Pferd im Stalle, und alle Kraale sind leer von Vieh.“

„Und Vlenkins, was hat er hier gethan?“ fragte van der Rath, nachdem er angehört, was Jsaak zu sagen hatte.

„Er hat mir bei allem geholfen. Wenn er nicht gekommen wäre, so würde ich allein nicht fertig geworden sein. Sobald du fortgezogen warst, Vater, lachten mir die Kaffern ins Gesicht, wenn ich ihnen etwas befohl. Sie behaupteten, daß die Engländer ihnen verboten hätten, für uns Büren zu arbeiten; sie logen wohl wie gewöhnlich.“

„Und gehorchten sie Vlenkins?“

„Nein, aber seine Gegenwart hielt sie davon ab, Schaden anzurichten.“

„Hat der Mensch hier bei dir gewohnt?“

„Ja. Ist es dir zuwider, Vater?“

„Er ist ein Dieb, Jsaak.“

„Nein, nein, das ist ein Irrtum. Früher führte er ein wildes Leben, das hat er selbst gesagt, aber auf einer Versammlung in Bloemfontein wurde er erweckt, und er ist jetzt gläubig. Er hat mir seine ganze Geschichte erzählt, und ich weiß alles. Ich habe nicht ein einziges Geheimnis vor ihm gehabt, er sagte immer, daß ich ein ganzer Kerl wäre, wir sind richtige Freunde gewesen.“

„Du bist ein Kind, Jsaak, ein gutes Kind, und glaubst auch von allen andern Gutes. Es ist möglich, daß Vlenkins in der letzten Zeit besser geworden ist, aber weshalb nahm er die Flucht bei meiner Ankunft? Wenn er so ist, wie du sagst, so werde ich ihm gern die Hand drücken und bitten, mir meine bösen Gedanken zu verzeihen.“

„Thue das, Vater!“ rief Jsaak freudig aus.

„Ja, wir werden sehen; einstweilen bleibt uns nichts andres übrig, als zu warten.“

Es war, wie van der Rath gesagt hatte, man mußte warten. Aber viele und harte Prüfungen brachte der Krieg den entvölkerten Höfen, wo nur noch Weiber und Kinder und Greise hausten. Alle Thätigkeit lag darnieder, was hätten die Bewohner des Landes wohl vornehmen sollen, und wer konnte und wollte etwas thun unter den unsicheren Verhältnissen? Und weil eine Eisenbahn durch den westlichen Distrikt des Landes führte, so befanden sich die Leute immer unter den Augen des Feindes, und eine schwere Hand lag auf den Zurückgebliebenen. Eine drückende Nutzlosigkeit hatte sich aller bemächtigt, die Männer schwiegen, die Frauen folgten ihrem Beispiel, die Spiele der Kinder hörten auf, und das Leben ging in neuen, ungewohnten Bahnen dahin; war nicht schon alles vorüber? Und dann vor allem, war es klug, einen Feind zu bekämpfen, der immer neue Truppen aus England, aus den Kolonien, von allen Ecken der Welt herkommen ließ, während mit jedem Mann, der auf der Seite der Segner fiel, ein Familienerbfolger weniger war?

Tag um Tag hatten die Zurückgebliebenen einen gleichmäßigen, nie versiegenden Strom von Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Sanitäts- und Genietruppen gegen Norden ziehen sehen. Es gab weder einen Anfang noch ein Ende davon, die Kolonnen bedeckten meilenlange Strecken, und das Geräusch der Kanonen und Proviantfuhrwerke hörte nicht auf. Der Strom wuchs zu einer mächtigen Flut, die schon vor einem Jahr zu fließen begonnen hatte und noch zehn Jahre so weiter strömen zu können schien.

Hinter seinen Fenstern betrachtete van der Rath diese Eisenrüstungen, und hinter andern Fenstern sahen andre Männer und blickten mit vor Verwunderung und Staunen weitauferissenen Augen hinaus. Sie fragten sich stumm, wie es möglich gewesen war, solchen Kraftleistungen einer Nation zu widerstehen, die sich die erste der Welt nannte. Sie wurden ängstlich und mutlos, wenn sie fortwährend diese sechsstelligen Zahlen an ihre Ohren tönen hörten und dagegen ihre geringe Anzahl mit den ungeheuren Massen des Feindes verglichen. Sie wußten, daß ähnliche Ströme auf andern Wegen sich in gleicher Richtung wälzten, und ihre Herzen krampften sich vor Schmerz zusammen, wenn ihnen mit lachendem Munde gesagt wurde, daß nun der letzte Widerstand droben im Norden zerschmettert werden sollte. Und alte Männer weinten mit ihren Frauen und Töchtern, wenn das Gerücht von den Siegen des Feindes sie endlich spät erreichte, sie weinten über ihren Bibeln und baten mit brennendem Eifer um einen einzigen Sonnenblick der Hoffnung . . . und noch immer kamen nur Telegramme von gewonnenen Schlachten in den Bergen der Republiken und der vollständigen Vernichtung ihrer letzten Armeen. Sie senkten ihre müden Köpfe, sie schlossen ihre rotgeweiteten Augen

Eine Vergnügungsfahrt in Kanada auf der Lokomotive.

Das Dominion of Canada dürfte im Verhältnis zur Einwohnerzahl (5 338 883 Seelen nach der jüngsten Volks-

zählung) wohl das ausgedehnteste Eisenbahnsystem unter allen Ländern der Erde besitzen. Die dortigen Bahnen befinden sich meist in den Händen von Privatgesellschaften; nur 2163 Kilometer sind von der Regierung gebaut worden. Die bedeutendste Linie ist die Canadian-Pacific-Railway (über 8000 Kilometer), zugleich die größte unter einer ein-

heitlichen Verwaltung befindliche Ueberlandbahn. Sie führt von Montreal nach Port Moody und durchschneidet in ostwestlicher Richtung das nordamerikanische Festland und das Gesamtgebiet des kanadischen Dominion vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean. Diese Bahn hat für den eigentlichen Touristenverkehr erst die großartigen Natur-



Eine Vergnügungsfahrt in Kanada auf der Lokomotive. Zeichnung von W. T. Maud.

schönheiten des Felsengebirges — der Rocky-Mountains — und British-Kolumbias erschlossen, die jetzt in immer mehr steigendem Maße als Ziel amerikanischer wie europäischer Vergnügungsreisender in Aufnahme kommen. Zudem erfreut sich die kanadische Pacificbahn des Rufes, das beste rollende Eisenbahnmaterial Amerikas zu besitzen, und

daß die Verwaltung sich den Touristen in jeder Beziehung entgegenkommend erweist, zeigt unser Bild. Der aus drei Damen und drei Herren bestehenden Reisegesellschaft ist auf ihren Wunsch gestattet worden, eine Strecke der Bahn, die besonders reich an landschaftlichen Reizen ist, auf der Lokomotive zu durchfahren. Dieser originelle „Ausguck“

befindet sich oberhalb des sogen. „Aufhängers“ (Cow-Catcher), den jede amerikanische Lokomotive an ihrer Stirnseite hat. Es ist das ein schneepflugartiger Holzrechen, mit dem alle etwa auf den Gleisen befindlichen Gegenstände rasch und sicher zur Seite geschoben werden.

Sylvesterabend in München.

Die breite Ludwigsstraße hinunter segt der scharfe Wind und treibt den Schnee nach dem Odeonsplatz und

der Feldherrnhalle zu. Es ist noch zu früh am Abend, um zu den Bällen, fröhlichen Vereinigungen, gemütlichen Gesellschaften und dergleichen mehr sich zu begeben, an denen es in dem lebenslustigen München am Sylvester-

abend nicht fehlt. Doch nicht allein auf Vergnügen und Belustigung ist der Sinn der Münchner gerichtet, für die Mehrzahl derselben gilt es als heilige Pflicht, am letzten Tage des Jahres noch einmal die Kirchen zu besuchen



Sylvester in München: Zur Mette in der Theatinerkirche. Originalzeichnung von P. Bauer.

und der Sylvestermette beizuwohnen. Geht ihnen doch der Hof darin mit dem besten Beispiel voran und erscheint vollzählig an jenem Abend zu der Mette in der Michaeliskirche und in der Theatinerkirche, den beiden Hofkirchen der schönen Residenz an der Isar.

Am erhebensten ist diese Mette am Sylvesterabend in dem herrlichen Dom der Frauenkirche, wo der Erzbischof die ganze Geistlichkeit um sich versammelt hat und der Singchor die heilige Handlung mit seinem meisterhaften Gesang begleitet.

Unsre Illustration stellt einen Teil des Odeonsplatzes, das Schloß der Brienerstraße, die kuppelgeschmückte Theatinerkirche und links eine Ecke der Feldherrnhalle dar.

und beschlossen, sich vor dem Geschehenen zu beugen; es blieb ja nichts anderes übrig.

Aber trotz der Siegesbulletins, die über die ganze Erde verbreitet wurden, trotz den großen Verlusten der Freunde versicherte der Strom gegen Norden nicht. Kanonen und Trainkolonnen posteten noch immer nach der gleichen Richtung, die Züge schleppten neue Bataillone herbei, Verstärkungen langten in langen Reihen an, und alles wurde dort hinauf geschickt. Und gleichzeitig zog ein anderer Strom gegen Süden. In Eisenbahnwagen und Ambulanzkarren fluteten Verwundete zu Hunderten wieder zurück; täglich langten Krankentransporte an und fuhren weiter, bleiche, abgemergelte Gesichter starrten durch die Coupéfenster, Fieberpatienten phantasierten auf den Karren, ein ganzes Heer von Krankenwärtern arbeitete, bis sie umfielen, und gleichwohl brachten sie kaum die Hälfte von dem zu stande, was unumgänglich notwendig war.

Die Alten hinter den Fenstern begannen nachdenklich den Kopf zu schütteln und vielsagende Blicke miteinander auszutauschen. Wenn ihre Freunde schon geschlagen waren, weshalb dann diese unerhörten Kraftanstrengungen, und wenn der letzte Widerstand aufgehört hatte, woher kamen denn diese traurigen Krankenzüge? Neuer Glanz kam in die trüben Augen, zufriedenes Lächeln erhellte die ernsten Gesichter, und mehr als einer der Greise machte in Gedanken einen Besuch an jener Stelle, wo ein prächtiges Mauergerüst und einige hundert Patronen sicher verborgen lagen.

„Ist es noch nicht zu Ende?“ flüsterten sich die Frauen zu, und der Mund, der in bitterer Sorge erstarrt war, öffnete sich, um dem bellommenen Herzen Luft zu machen.

„Sie halten sich noch immer, unfre prächtigen Jungens!“ verkündeten die Alten, während treue Herzen, die vor Angst zu zerspringen gedroht hatten, jetzt in einer neuen, großen Hoffnung schneller pochten.

Sie waren zur Erde gebeugt gewesen, das Unglück hatte ihre Kräfte aufgezehrt, die jetzt von selber wiederkehrten. Im Distrikt verspürte man eine gewisse Unruhe; die Jungen versammelten sich in Scharen nach Einbruch des Duskels, auf eine englische Patrouille wurde geschossen, eine Telegraphenleitung abgeschnitten, und ein Pilett von sechs Mann mit einem Unteroffizier verschwand spurlos. Die Führer im Norden, die ihr Volk besser kannten als es sich selber, hatten sich nicht geirrt, als sie annahmen, daß ihre zähe Ausdauer die schlummernde Widerstandskraft zu neuem Leben erwecken würde.

Es ließen sich aufrührerische Bewegungen merken, und durch eine neue und strengere Proklamation wurde der Distrikt daran erinnert, daß er schon in Belagerungszustand erklärt war. Um der Erklärung mehr Nachdruck zu geben, streiften Kavalleriepatrouillen auf allen Wegen, Infanteriepiketts wurden in den Kirchen oder bei den Ältesten der Gemeinde einquartiert. Und als ganz natürliche Folge davon nahmen die Unruhen schnell zu. Die Sieger thaten alles, um die Leidenschaften zu wecken, und diejenigen, die sich noch als unbeflegt betrachteten, benutzten ihre Verblendung zu ihrem Vorteil. Buren, die von ihren Angehörigen längst als Tote beweint wurden, tauchten unerwartet auf, schlichen bei Nacht in das väterliche Haus und verschwanden wieder so geheimnisvoll, wie sie gekommen waren.

„Botha ist nicht geschlagen, de Vließ marschiert hierher, haltet aus!“ jagte ein zerlumpter und schmutziger Burenkrieger, in dem Mybrolm Bothmann nur mit Mühe ihren jüngsten Sohn wiedererkannte. Er erhielt ein halbes Duzend Maiskuchen und ritt seiner Wege, während seine Mutter sich niederlegte und Freudenthränen weinte.

„Stellt ihnen Hindernisse in den Weg!“ ermahnte ein härtiger, eindügeliger Kerl, dessen Gesichtszüge den alten Gert van Soelen an einen Sohn erinnerten, den er vor etwas mehr als einem halben Jahre den seinigigen genannt hatte. „Ja,“ sagte der Mensch, „der bin ich, Vater. Gebt mir ein wenig zu essen; Ihr braucht nicht unruhig nach der Thür zu gucken, die Notröcke haben andres zu thun, wir haben ihnen hier drunten auch vollauf Arbeit verschafft.“ Er wischte sich den Mund, streichelte den Schweftern die Wangen, und fort war er.

„Ihr seid nicht eifrig genug, im Osten haben die Engländer eine schwere Arbeit,“ lachte ein magerer Bur mit einer schmutzigen Binde um das Kinn und umarmte Brouw van der Hoche angesichts ihrer vier großen Töchter, die eine bestimmte Vorstellung davon hatten, daß ihr Vater vor einem Jahr ganz anders ausgesehen hatte. „Sannie und Sara schießen nicht schlecht, warum haben sie nicht wie die Weiber im Norden eine Büchse auf dem Estrich verborgen?“ Er küßte die Mädchen, denen es nun endlich klar geworden war, daß der verwundete und verwiterte Kerl wirklich ihr eigener Vater war, der nun die Satteltaschen mit Korn füllte und wieder von dannen ritt.

Der Distrikt, von dem ein englischer General vor drei Monaten berichtet hatte, daß er vollständig paci-

fiziert sei, begann dem Oberbefehlshaber große Sorgen zu bereiten. Er versetzte den früheren Chef in die Front und sandte einen andern dorthin mit dem ausdrücklichen Befehl, die Ruhe wieder herzustellen; die dafür erforderlichen Truppen wurden zu seiner Verfügung gestellt.

Da es Eile galt, so beschloß der neue Statthalter, sofort mit eiserner Hand einzugreifen, indem er gleichzeitig seinen Unterbeamten empfahl, mit Strenge als dem einzigen passenden Mittel vorzugehen. Krieg ist Krieg, und zwei Tage später wurde die Farm des alten van Delft niedergebrannt und der alte Mann mit drei Töchtern auf die Barmherzigkeit der Nachbarn angewiesen.

Eine finstere, hoferfüllte Stimmung bemächtigte sich des Distriktes, die Patrouillen drückten ihn wie eine fest geschnürte Zwangsjacke, und die nächtlichen Besuche von Freunden und Verwandten hörten ganz auf. Dafür aber wurde gemunkelt, daß dann und wann draußen auf der Ebene Schüsse gewechselt würden. Tante Sannie van der Walt behauptete auch, daß sie drei verwundete Lanciers an ihrem Hause vorüberführen gesehen habe, aber weil sie als die schlimmste Klatschbabe der Gemeinde bekannt war, so bekümmerte sich niemand um ihre Geschichte, obwohl alle mit Freuden wünschten, daß sie wahr wäre.

In der folgenden Woche wurde wieder eine Farm verbrannt, die Widersehligen sollten verstehen lernen, und der alte Piet Müller, der längst zu den Ältesten der Gemeinde zählte, wurde vor den Chef der englischen Polizeitruppen geladen. Piet sprach am Morgen dem Brantwein tüchtig zu, spannte sein leichtes Pferd vor den Wagen und fuhr ab, nachdem er von seiner zahlreichen Familie rührenden Abschied genommen hatte.

„Sie gehören zu den Ältesten der Gemeinde?“ begann der Polizei-Offizier, sobald Piet Müller vor ihn geführt worden war.

Der Alte nickte. Er war sein ganzes Leben lang ein friedlicher Mann gewesen, der allen Streitigkeiten stets aus dem Weg gegangen und infolge seines bescheidenen Charakters unter die Ältesten aufgenommen worden war. Er erwartete nichts Gutes von dieser Vorladung und wurde in diesem Glauben durch die barsche Anrede bestärkt.

„Ein Mann Ihres Alters sollte gewiß verstehen, welchen Gefahren der Distrikt sich aussetzt, wenn er die Widersehligkeiten so weiter treibt, wie es nun seit einiger Zeit geschehen ist.“ Der Offizier schlug mit der Faust auf den Tisch, so daß Piet dabei hoch aufsprang. „Nun soll aber der Sache ein Ende gemacht werden, verstehen Sie! Wir wollen nicht ein ganzes Armeekorps hier stehen lassen wegen Ihrer verfluchten Dummheiten. Sagen Sie mir sofort, welche von Ihren Leuten in den Nächten draußen liegen und auf unfre Patrouillen schießen!“

„Ich bin ein alter Mann und weiß nichts.“

„Nah, nur keine Redensarten! Ihr Buren hängt ja alle aneinander wie die Kletten, und Sie, Müller, wissen wohl genug, um uns wertvolle Winke geben zu können. Wollen Sie es bezahlet haben, so sprechen Sie offen, England kauft es nicht.“

„Ich bin ein armer Mann, Herr, aber Sie haben sich an den Unrechten gewendet, wenn Sie glauben, daß ich mich bestechen lasse. Wohl habe ich sagen gehört, daß Ihnen dies anderswo gelungen ist...“

„Geschwätz! Und wollen Sie nicht in Güte, so... so müssen Sie es mit Gewalt, aber geben Sie sich dann selber die Schuld. Wir haben Mittel genug, um aufrührerische Bauern zu zwingen, und werden nicht zögern, einen Hof in Brand zu stecken, wenn es sein muß. Der Ihrige wird der erste sein, nun wissen Sie es. Das Land ist erobert, wir werden es behalten, nun wissen Sie das auch.“

Piet Müller antwortete nichts darauf. Er begegnete den funkelnden Augen des andern mit einem fragenden Blick und schied sich an, zu gehen.

„Sie bleiben, Kerl!“ rief der Polizei-Offizier wütend. Er hatte am gleichen Tag einen strengen Rüssel von dem kommandierenden General erhalten, und sein Zorn war nicht erloschen. „Glauben Sie vielleicht, daß wir zu unserm oder Ihrem Vergnügen Krieg führen, was? O nein; und wird es in den nächsten Tagen im Distrikt nicht ruhig, so werden Sie es büßen. Sagen Sie mir: wie viele waffentragende Männer giebt es in der Gemeinde?“

„Gegenwärtig nicht zehn zwischen achtzehn und sechzig Jahren, sie sind alle im Krieg.“

„Der Krieg ist zu Ende, habe ich gesagt. Bloemfontein und Pretoria sind eingenommen... Zum Henker, wer hat je von einem Volk vernommen, das sich noch weiter schlägt, nachdem seine Hauptstädte sich bereits in den Händen des Gegners befinden? Sie haben nicht eine Handvoll Leute unter den Waffen, Sie besitzen weder Armeen noch Geld, und gleichwohl gebärden Sie sich wie Verrückte. Das ganze Land ist ruhig, hören Sie, nur hier stellen Sie in den Nächten noch Krakeel an.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Piet sanft. „Ich habe

nur sagen gehört, daß Botha im Norden und de Vließ auf dem Marsch hierher ist.“

„Nah, der ist zum Teufel, Sie sind verrückt, Kerl! — Was giebt's?“ wandte er sich nach der Thür, durch die eine Ordonnanz eingetreten war und steif wie ein Pfahl stehend ihre Lektion herzusagen begann:

„Ordre vom Hauptquartier. De Vließ steht dreißig Meilen östlich von Bloemfontein und bedroht die Verbindungen. Der General rückt ihm in Eilmärschen entgegen, alle verfügbaren Truppen stoßen zu ihm. Der Major soll mit drei Compagnien von der Polizeibrigade den Distrikt besetzt halten während jener Zeit, in der der General auf der andern Seite in Anspruch genommen ist.“

Der Blick, den der Offizier der Ordonnanz zuwarf, war alles andre als sanft, und der, mit dem er Piet Müller maß, zeugte von einer Wut, die unangenehm werden konnte. Aber der Alte stand vollkommen unbewegt und schien weder gehört noch verstanden zu haben.

„Sie sind nicht übel unterrichtet, mein lieber Müller,“ sagte er und suchte seinen Zorn zu beherrschen, indem er der Ordonnanz einen Wink gab, sich zu entfernen. Und als der Mann gegangen war, fuhr er fort: „Weil es unmöglich scheint, von Ihnen eine kluge Antwort zu erhalten, so werde ich auf eigene Faust handeln. Die Pflicht und die Interessen meines Landes gebieten mir, keine Schonung walten zu lassen davon können Sie überzeugt sein. Hören Sie mich nun genau an! Sie, Piet Müller, berufen alle Ältesten der Gemeinde zusammen...“

„Außer mir ist nur einer daheim, und der ist schwer krank.“

„So?“ Der Offizier nahm ein Papier vom Tische und las. „Wo befindet sich Mattens Woller, he?“

„Tot. Es ist kein anderer an seine Stelle gewählt worden.“

„Und Jan van Graacht?“

„Ist bei de Vließ' Corps. Dort treffen Sie ihn mit dem Gewehr in der Hand.“

Ein scharfer Blick bohrte sich in die sanften Kinder-Augen Müllers, aber er hielt ihn aus, ohne zu blinzeln. Nachher fragte er sich mit Verwunderung, woher er an diesem Tag den Mut genommen habe.

„Nach den andern zu fragen, nützt wohl nichts?“

„Je weniger Sie fragen, desto weniger unangenehme Antworten werden Sie erhalten.“

„Nun, lassen wir die Sache ruhen; es giebt noch andre Mittel, um einen hartköpfigen Alten auszupumpen. Hören Sie, was Sie zu thun haben! Bis übermorgen berufen Sie die männliche Bevölkerung des Distriktes in der Kirche zusammen.“

„Aber es ist ein weiter Weg bis dorthin, Herr!“

„Sofern sich nicht sämtliche Familienväter dort einfinden, geht Ihr Hof in Feuer auf. Nun können Sie gehen.“

„Ich danke Ihnen, weil Sie mir zwei Tage Zeit gegeben haben, meine Habseligkeiten fortzuführen.“

„Was, weigern Sie sich, zu gehorchen?“

„Ich kann nichts und vermag noch weniger.“

„Sind Sie nicht einer der Ältesten der Gemeinde?“

„Herr, es sind meine Landsleute, die mich dazu gewählt haben. Solange ich nur das will, was allen zum Vorteil gereicht, gehorchen sie mir wohl, aber suche ich dem Feind zu nützen, was nie geschehen soll, so werden sie nach mir speien, und das mit Recht. Herr, ich bin bald neunzig Jahre alt und zu alt, um in ein andres Lager überzugehen.“

„Gehen Sie, Müller, Ihr Geschwätz ändert nichts... Und ist nicht übermorgen die ganze Gemeinde bei der Kirche, so können Sie sich auf das Schlimmste gefaßt machen.“

Es ließ sich weder Furcht noch Hoffnung in den runzligen Zügen Piet Müllers lesen, als er stumm von dannen ging, wie er gekommen war. Und im Wagen faltete er die dünnen, schwachen Hände und betete demütig, während sein Koffer das Pferd halb wild peitschte.

Der Polizei-Offizier stampfte wütend auf dem Boden und ging dann nach einer Thür im Hintergrund des Raumes. Er öffnete sie und rief barsch:

„Kommen Sie, Blenkins oder Jenkins, oder wie Sie heißen mögen!“

„Sisyphus Blenkins, Herr Oberst,“ antwortete eine einschmeichelnde Stimme, und derselbe Mensch, den van der Rath von seinem Hofe gejagt hatte, trat über die Schwelle. Er war in ein nachlässiges, halb elegantes Kostüm gekleidet, das augenscheinlich nicht für ihn verfertigt, sondern in einem Geschäft für abgelegte Männerkleidungen gekauft worden war. Dabei trug er ein Paar Handschuhe, die ebenfalls in keinem besseren Zustand waren und die Fingerspitzen zum Vorschein kommen ließen. In den Händen hielt er einen plattgedrückten, aber notdürftig aufgebügten Hut und einen billigen Spazierstock. Er näherte sich unterwürfig dem Tisch wie ein Hund, der Prügel fürchtet. Dort blieb er stehen und nahm eine einstudierte Stellung an, das rechte Bein über das linke

schlagend und die Hüfte leicht gegen den Tischrand gestützt. Alles an diesem Manne verriet einen traurigen moralischen und physischen Verfall, der trumme Rücken, die schielenden wasserblauen Augen und der tastende Gang... Kurz gesagt, er war einer von jenen Unglücklichen, die, an Demütigungen gewöhnt, wissen, daß sie nichts Besseres verdient haben.

Der Polizei-Offizier maß ihn vom Kopf bis zum Fuße mit einem verächtlichen Blick und sagte dann: „Sie haben mir einen guten Rat gegeben! Jedenfalls haben Sie meine Unterredung mit dem halsstarrigen Alten belauert?“

„Herr Oberst...“

„Sie wissen sehr wohl, daß ich Major bin.“

„Ich weiß auch sehr wohl, daß der Herr Major schon lange hätte Oberst sein sollen.“ Der Kerl leckte sich die Lippen, als wenn er etwas besonders Wohl-schmeckendes getrunken hätte, und blinzelte selbstzufrieden über die gelungene Schmeichelei.

Aber wie niedrig auch diese Schmeichelei war, der Major nahm ohne Widerrede damit fürlieb, mochte aber wohl fühlen, daß es nicht passend sein würde, sich dafür dankbar zu bezeigen.

„Antworten Sie mir auf meine Fragen!“ sagte er barsch. „Haben Sie gehorcht?“

„Die Stimme des Herrn Oberst... entschuldigen Sie, des Herrn Majors ist ungewöhnlich langvoll.“

„Sie haben also gehört, was der Alte sagte?“

„Erlauben Sie mir zu bemerken, daß ich ein solches Resultat vorausgesehen habe. Ich sagte Ihnen auch, daß alle Güte bei diesen unwissenden Menschen verlorene Mühe sei. Sie betrachteten die Dinge nicht mit den gleichen Augen wie wir, welche den Segen der Zivilisation genossen haben.“

„Schwachen Sie kein Blech!“ unterbrach ihn der Offizier verb. „Geben Sie mir einen guten Rat, wenn Sie können... wenn nicht, so gehen Sie zum Teufel. Ihre Gegenwart ist mir keineswegs angenehm.“

„Herr Oberst... entschuldigen Sie, Herr Major, aber Sie werden wohl zugeben, daß meine Vergeßlichkeit in diesem Fall entschuldbar ist. Ich kenne den Distrikt wie meine fünf Finger.“ Er hielt die eine Hand vor sich hin und betrachtete mit einem wehmütigen Kopfschütteln seine zerrissenen Handschuhe. „Ich habe zwei Jahre hier gewohnt, ehe der Krieg ausbrach, dieser Krieg, zu dem mein teures Vaterland genötigt wurde von dem alten Hartkopf in Pretoria und seinem Anhang. Ich hatte eine sichere Anstellung, genoh — ich darf es ohne Prahlerei wohl selber sagen — ein großes Ansehen bei meinen Nachbarn und würde wahrscheinlich bis zu meinem Tod hier geblieben sein, wenn dies die kriegerischen Verwicklungen meiner patriotischen Gesinnung nicht unmöglich gemacht hätten. Ueberdies erregte meine Nationalität, deren ich mich immer offen mit Stolz gerühmt hatte, böses Blut unter diesen Halbbarbaren, auf die das Wort Engländer die gleiche Wirkung ausübt wie ein rotes Tuch auf einen bösen Stier. Ich war genötigt, meine Stelle aufzugeben, mein Eigentum zu einem lächerlichen Schleuderpreis zu verkaufen, und stand infolge der an mir begangenen Ungerechtigkeiten mittellos da. Ich wurde von jedermann unwürdig behandelt — er vergaß seinen unterwürfigen Ton und schlug den Hut heftig auf den Tisch — „in diesem verdamnten Distrikt, aber ich bin stolz darauf, Herr Major, denn ich bin Engländer.“

Der Offizier zuckte die Achseln. Er erkannte, daß der andre log, dachte aber nicht daran, die Sache näher zu untersuchen, sondern fragte nur:

„Und nun wollen Sie sich an Ihren Feinden rächen?“

Der Kerl verfiel sogleich wieder in seine peinlich demütige Unterwürfigkeit, nahm den Hut vom Tisch, verbeugte sich tief und sagte:

„Sie mißverstehen mich völlig, Herr Ob... Major. Ich verzeihe meinen Feinden, ich will nicht mehr an ihr verbrecherisches Verfahren gegen mich als Individuum denken, das liegt hinter mir, und ich trage keinen langen Groll nach. Nein, es ist ein ganz anderer Grund, der mich veranlaßt, durch Sie, Herr Major, meinem unvergeßlichen Vaterland meine Dienste anbieten zu lassen.“ Er streckte seine schlotterige Figur in die Höhe und schlug sich hart vor die Brust, so daß der Straßensaub in lustigem Tanz aus seinem fleckigen Rock wirbelte. „Ich schmeichle mir, ein ebenso guter Patriot zu sein wie irgend einer der Männer, die Ihrer Majestät siegreiche Armeen kommandieren.“ Er verbeugte sich tief und betrachtete dabei verstohlen den Major, um zu sehen, welchen Eindruck seine Tirade auf ihn gemacht habe. Aber der Offizier schien merkwürdig unberührt zu sein von seiner Suada. Die Miene des Kerls zeigte den Ausdruck getäuschter Erwartung, und etwas weniger feierlich fuhr er fort: „Nun, unter uns gesagt, Herr Major, so gestehe ich, daß ich auch nach Rache verlangt habe; die an mir begangenen Ungerechtigkeiten sind so groß gewesen, daß sie nicht vergessen werden können.“ Augenscheinlich war ihm

wenig daran gelegen, ob man ihm Glauben schenkte oder nicht, er suchte einfach einen gewissen Zweck zu erreichen und fragte wenig danach, wie man ihn behandelte, wenn er nur seinen Wunsch erfüllt sehen konnte.

„Ich verstehe Sie nun besser. Sparen Sie Ihre schönen Phrasen, und kommen Sie zur Sache, mein bester Blenkins!“

„Herr Ob... entschuldigen Sie! Der Wunsch des Herrn Majors ist mir Befehl. Ich brauche Sie wohl nicht an die Dienste zu erinnern, die Ihrem Corps zu erweisen mir gelungen ist, dessen glänzendste Zierde der Herr Major ist!“

„Verschonen Sie mich mit diesen Dummheiten! Sie haben kein Weib vor sich, und Uebertreibungen schaden nur Ihrer eignen Sache. Kurz und gut, was wollen Sie?“

„Ebenso kurz und gut, Herr Major, alle die Aufschlüsse liefern, die es Ihnen ermöglichen, den Distrikt zu pacifizieren.“

„Und auf welche Weise gelingt dies am besten? Lassen Sie Ihre Ansicht hören!“

„Indem Sie die Auführer unterdrücken. — Ich sehe Ihnen an, Herr Major, welche Einwendungen Sie machen wollen, aber mit Verlaub, Sie sind noch lange nicht weit genug gegangen. Was bedeuten ein paar niedergebrannte Farmen, was glauben Sie? Wer wird deshalb obdachlos? Die Nachbarn gewähren den Verbrechern sogleich Zuflucht und teilen ihre letzten Hausratsachen mit ihnen. Lassen Sie ein Duzend im Feuer aufgehen, dann erst sehen sie, daß es Ernst gilt. Und dann noch eines, Herr Major, legen Sie auf jede Waffe im Distrikt Beschlagnahme, nehmen Sie den Widerseglischen die Äxte und Messer fort, denn eher wird es hier nicht ruhig. Ein Bur, der eine Büchse in seinem Bereich hat, ist nie zuverlässig.“

„Ja, da haben Sie gewiß recht.“

„Ja, nicht wahr, Herr Major? In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Buren nicht von andern Völkern in gleicher Lage... hm... ja... entschuldigen Sie, Herr Major, es war nicht meine Absicht, zu verlegen. Nein, lassen Sie mich an der Spitze einer Abteilung Polizeisoldaten die Gegend durchsuchen, ich weiß, wo sie ihre Verstecke haben. Geben Sie mir Vollmacht, da und dort Feuer anzulegen, falls sie Widerstand leisten, lassen Sie mich...“

„Sind Sie verrückt?“

Der Kerl sah ein, daß er zu weit gegangen war, und wurde wieder der demütige, schweißbedeckte Hund. „Nicht um meine Macht zu zeigen, nicht um eine rechtmäßige Rache zu nehmen, habe ich dieses verlangt. Der Herr Major können mir aufs Wort glauben, ich wollte nur zeigen, wie ein wahrer Christ verzeiht, es ist des Beispiels wegen, daß ich um eine solche Gunst zu bitten wage. Es geschieht, um meinen Freunden die Schmach zu ersparen, daß sie Fremden gehorchen müssen, die wahrscheinlich nicht die gleiche Geduld zeigen werden wie ich. Ueberdies sind Sie der eignen Sicherheit halber genötigt, diese Maßregel zu beschließen, Herr Major.“ In diesem Augenblick zeigte der Mensch etwas so unbeschreiblich Falsches und Boshaftes, daß der Offizier sich mit Ekel abwendete, um ihn nicht mehr sehen zu müssen.

„Was Sie verlangen, ist einfach unmöglich.“ Der Major wies nach der Thür. „Sie können gehen!“

„Noch etwas, Herr Major.“ erklang es noch immer gleich einschmeichelnd und demütig, „noch etwas, nur ein Wort!“

„Schnell, ich habe Eile!“

„Was bezahlen Sie dem, der Ihnen Aufschluß giebt, wo acht den Buren gehörende Kanonen mit der nötigen Munition verborgen sind?“

„Wissen Sie etwas, Kerl, dann heraus mit der Sprache!“

„Hm!“ Blenkins sah undurchdringlich aus.

„Wieviel verlangen Sie?“ Der Offizier zitterte vor nervösem Eifer. Eine solche Beschlagnahme würde unberechenbare Vorteile mit sich bringen und eröffnete überdies Aussichten, die noch gar nicht zu überblicken waren.

Blenkins beobachtete ihn lächelnd, und als er die Wirkung sah, die seine Worte gemacht hatten, da beschloß er, sie noch zu steigern.

„Was glauben Sie, Herr Major, daß Blicz hat die Absicht, sich in einem Monat zum zweitenmal zwischen die englischen Armeen zu werfen und einen Vorstoß nach dieser Seite zu machen.“

„Sie sagen etwas, Kerl. Was meinen Sie selber?“

„Die Kanonen.“

„Und Sie verlangen für sich... hm... für Ihre Auskunst?“

„Ich sehe es lieber, wenn der Herr Major eine Summe nennt.“

„Hm, lassen Sie mich nachdenken.“

„De Blicz ist dafür bekannt, daß er schnell und geschickt handelt.“

Der Major nannte eine Summe, und Blenkins beschränkte sich darauf, bedauernd den Kopf zu schütteln.

Der Major steigerte sein Angebot noch einige Male und gab schließlich für alle Fälle eine schriftliche Erklärung ab, Mr. S. Blenkins so und so viele Pfund Sterling für eine gewisse Auskunst bezahlen zu wollen. Er motivierte sein eigenmächtiges Vorgehen mit der Eile, die das Unternehmen verlangte, und dem Mangel an Truppen, der zufällig im Distrikt herrschte.

„Nun sind Sie wohl befriedigt?“ sagte er dann.

„Ich bedaure verneinen zu müssen.“ Und als der andre eine leicht erklärliche Ungeduld darüber bezeugte, fügte Blenkins hinzu: „Leider bin ich genötigt, auf den Ausgangspunkt unsers interessanten Gesprächs zurückzukommen.“ Er warf sich in die Brust, atmete tief und sagte kurz: „Ich will mich an einem Mann hier rächen.“

„So, so... hm... wer ist es?“

„Van der Rath.“

Der Major fuhr einen Schritt zurück; ein Haß, so wild, daß er schauderte, glühte in Blenkins' Augen. Aber dies ließ ihn auch an seine Verantwortlichkeit als Befehlshaber des Distriktes denken, und vorsichtig fuhr er fort:

„Was hat er Ihnen zuleide gethan?“

„Dies zu erzählen, würde zu lange dauern. — Ja oder nein, Herr Major?“

„Hm... Sie verstehen... meine gegenwärtige Stellung...“

„Ich verlange nichts weiter, als daß Sie sechs Mann zu meiner Verfügung stellen. Ich bedarf nichts Schriftliches, Sie mögen mich nachher verleugnen, wenn es Ihnen Vergnügen macht, aber das Verlangte müssen Sie bewilligen. Es kann ja heißen, daß ich den Auftrag habe, verborgene Waffen mit Beschlag zu legen, das werde ich auch; ich kenne die kleinen Kniffe meiner früheren Freunde. Auf diese Weise leisten Sie mir einen großen Dienst und ich Ihnen einen noch größeren.“

Halb besiegt von seiner Hartnäckigkeit, drehte der Major seinen Schnurrbart und sah fragend die Wände an, gleichsam um sich bei ihnen Rats zu erholen, wie er antworten sollte.

„Wer ist dieser van der Rath? Ich habe nie von ihm gehört.“

„Er ist Feldkornett beim Corps de Blicz. Er kam in der vorigen Woche nach Hause; sollte das nicht etwas bedeuten, Herr Major?“

„Er kann des Spieles müde sein.“

„De Blicz schickt einen von seinen Vertrauten voraus und kommt selbst nach, das ist bezeichnend genug, scheint mir.“

„Hm... das klingt verdächtig.“

„Nun?“ fragte Blenkins kurz.

„Die Polizeimannschaft brauche ich selber, und andre Truppen sind nicht zu haben.“

Blenkins sehte, unhöflich genug, den Hut auf den Kopf, steckte den Spazierstock unter den Arm und ging pfeifend nach der Thür.

„Zum Teufel, weshalb solche Eile?“

„Nun?“ fragte Blenkins zum zweitenmal und legte die Hand auf den Thürgriff.

„Ende dieser Woche treffen zwei Regimenter Schotten hier ein, ich werde den General um ein Pilett für ein paar Tage bitten.“

„Schotten?“ Blenkins schnitt eine häßliche Grimasse. „Diese Leute gefallen mir nicht.“

„Ja, für den Polizeidienst taugen sie nicht, aber... dann kann ich nichts für Sie thun.“ Der Major hatte überlegt und war zu dem Resultat gekommen, daß er seine eignen Leute nicht zu einer Expedition hergeben dürfte, über deren Zweck er nicht einmal genauen Aufschluß hatte. Die Schotten dagegen würden wahrscheinlich weiter marschieren, sobald der Befehlshaber seine Pflicht gegenüber de Blicz gethan hatte, und die Sache würde bald vergessen sein. Die Zeit zu benutzen und die verborgenen Kanonen zu konfiszieren, solange er allein im Distrikt zu befehlen hatte, war etwas, das lockte und reizte. Wenn er es dabei nur mit andern als Blenkins zu thun gehabt hätte, aber „Krieg ist Krieg“, dachte er, — und ein Feind weniger ist immer ein Vorteil.

Blenkins hatte sich ebenfalls bedacht und es für unklug gefunden, den Bogen zu hoch zu spannen.

„Wir werden uns wohl einigen müssen“, sagte er.

„Ich habe ja das bestimmte Versprechen des Herrn Majors.“

„Ja — sofern die Kanonen sich finden.“

„Das wird sich morgen zeigen. Und ich bilde mir ein, daß ihr Anblick einen starken Eindruck auf die Bevölkerung des Distriktes machen wird. Es wäre wohl nicht so dumm, wenn wir sie übermorgen an der Kirche vorüberführen würden.“

„Sie haben es gesagt, ha, ha, ha!“ Der Major lachte munter, schwieg aber plötzlich, und dem Unwillen Luft machend, den er als braver Mann gegenüber dem andern fühlen mußte, schrie er brutal:

„Gehen Sie zum Teufel, Ihr Atemzug verpestet mir das Zimmer!“

Blenkins schien ihn nicht zu hören, er schlich hinaus

Ein angenehmer Neujahrstag.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Währ.



Von der Sylvesterbowlé spät
Professor Schulz nach Hause geht.



Todmüd', schon kräht der erste Hahn,
Kommt er vor seiner Haustür an.



Recht stark war der Sylvesterpunsch —
„Zu Bette“ ist sein einz'ger Wunsch.



Da klingelt's, und im Morgengrau
Erkennt er seine Zeitungsfrau.



„Gottlob,“ stöhnt er und reckt die Glieder,
„Jetzt hab' ich Ruh'!“ Da tönet wieder



Die Glocke draußen auf dem Flur,
Der Postbriefträger ist es nur.



In längerer Rede bringt jetzt dar
Die Wirtschafterin ihr „Prost Neujahr“.



Und wieder sich die Klingel rührt:
Der Schornsteinfeger gratuliert!



Dann kommt der Hauswirt — lang und dick
Spricht er vom Stand der Politik.



Klingling! Herr Oberlehrer Schlau
Ist es mit seiner jungen Frau.



Herr Schulz nur mühsam wach sich hält,
Wobei er fast vom Stuhle fällt.



Dann kommt noch eine ältere Tante
Und ein paar jüngere Verwandte.



Nach dieser kommen drei Kollegen,
Die sich sehr ungeniert bewegen.



Die außerdem recht lange bleiben
Und Schulze fast zum Wahnsinn treiben.



Schon wird es Abend. — Jetzt ist's aus
Mit der Geduld: „Nun aber 'raus!“



Erschöpft sinkt er in Morpheus Arm:
„Das Jahr fängt gut an! Gott erbarm!“

mit einem seligen Lächeln um seine dünnen Lippen; er war auf dem Weg, sein Ziel zu erreichen, alles andre war von untergeordneter Bedeutung.

Der Major spie auf den Boden und murmelte: „Genötigt zu sein, solche Schuße zu verwenden, pfui!“ Er ging, wütend an seinem Schnurrbart lachend, durch das Zimmer, dann lachte er bei dem Gedanken an die Kanonen und sagte laut: „Es ist Krieg im Lande, sie mögen sich selber die Schuld beimeessen.“ Aber dessenungeachtet hatte er das nagende Gefühl, unrecht gehandelt zu haben. Er war ein Mann mit strengen Begriffen von Ehre, für den Augenblick gab er ihnen dadurch Ausdruck, daß er zu einem Waschbecken trat und sich die Hände wusch, wie um etwas Schmutziges zu entfernen. Und während er dort stand, mußte er infolge einer eigentümlichen Ideenverbindung an Pilatus denken. Nachdem er sich abgetrocknet hatte, benetzte er die Hände aufs neue und sagte: „Es ist ein schmutziges Handwerk, und wüßte man zum voraus, welche Konsequenzen es mit sich bringt, so würde man sich zuerst gehörig bedenken, ehe man...“ Er vollendete den Satz nicht, sondern rief laut nach seinem Burschen, damit er ein Feuer im Kamin anzünde, denn ihm kam vor, als friere er.

Zwei Tage später machte eine Compagnie Polizeisoldaten vor dem kleinen, unbedeutenden Gebäude, der Kirche der Gemeinde, Halt. Der Major sprang aus dem Sattel und streckte seine Peine. Er hatte viel gelacht in den letzten Tagen, und er that es auch jetzt, als er hinauf auf einen Hügel stieg, um einen Blick auf die Fuhrwerke zu werfen, die unter ihm über die Ebene rasselten. Es waren acht schwere Kanonen, jede gezogen von sechzehn Ochsen, und hinter ihnen folgte in englischen Wagen eine Munitionskolonnen. Der Major rieb sich die Hände und dachte an den Effekt, den seine Entdeckung machen würde, wenn die Depesche im Hauptquartier anlangte.

„Nicht übel,“ sagte er, „nicht übel, jede brauchbar. Nun, nun, es ist keine Kunst, seinen Rückzug zu bewerkstelligen, wenn man seine Artillerie vergraben hat und sie später bei passender Gelegenheit wieder abholen kann. Das ist auch eine Art, Krieg zu führen... aber...“

„Nun, Herr Major?“ sagte eine geschmeidige Stimme dicht neben ihm.

„Ah, Sie auch hier, Blenkins?“

„Sie finden mich immer, wo ich nötig bin, Herr Major. — Und dort drüben kommt der alte Müller

gefahren. Hören Sie, Herr Major, thun Sie mir einen großen Dienst!“

„Hm... Sie stellen so übertriebene Ansprüche.“



Prof. Arthur Heintz, Schierstein a. Rh.

Das Christiaan Dewet-Denkmal in Schierstein.

„Ah, diesmal ist es eine Kleinigkeit.“ Blenkins machte einen fruchtlosen Versuch, sein Gesicht in diverse Falten zu legen, die Teilnahme und Güte ausdrücken sollten. „Ja, Herr Major, verschonen Sie die Farm des Alten, er ist ja ein Greis.“

„Ich habe nicht die Absicht gehabt, ihm etwas zu leide zu thun. Das Anzünden seines Hofes war nur eine Drohung, auf solche Weise führt man nicht Krieg, mein guter Mann... nicht eher, als bis man durch die Not dazu gezwungen wird.“ Der Major war in ganz besonders guter Laune, lachte unaufhörlich und rieb sich die Hände. „Ich werde ihm selber sagen, daß er heimfahren und ruhig sein kann.“

Den Hut in der einen Hand haltend, kam Piet Müller auf den Major zu und machte ihn mit einer bedauernden Gebärde darauf aufmerksam, daß er allein sei. Keines der Glieder der Gemeinde hatte dem Befehl gehorcht und sich also nicht bei der Kirche eingefunden. Aber Blenkins lachte schadenfroh und zuckte bezeichnend die Achseln, als er zu dem Kaffer trat, der Müllers Wagen gefahren hatte.

„Guten Tag, Sambo, oder wie du heißt!“ begann er herablassend.

Der Kaffer nickte kurz. Er war auf der Farm seines Herrn immer gut behandelt worden und teilte dessen Gesinnung hinsichtlich alles Englischen.

„Nun,“ fuhr Blenkins munter fort, „hat dein Baas etwas davon gesagt, daß sein Hof heute niedergebrannt werden soll?“

„Baas sagt so... verdamnte Notröde!“

„Sachte, mein Junge, sachte! Piet Müllers Hof wird noch lange stehen bleiben, er hat sich frei gekauft.“

Der Kaffer machte große Augen, antwortete aber nicht, weder Blenkins' Benehmen noch Neugierdes flößten ihm Vertrauen ein.

„Siehst du die Kanonen dort? Ja, gerade die. Du kannst meinetwegen im Vorübergehen den Weibern sagen, daß Piet Müller sich verplaudert hat. Siehst du, das ist auch so ein Mittel, um seinen Hof zu retten.“

„Baas sagen verdammt große Lüge, mein Baas gut Patriot, wie hier genannt wird.“

„Gewiß ist er das, mein Junge. Ein rechter Ehrenmann, ich weiß es am besten, aber wenn man hart angefochten wird... du verstehst wohl. Es ist kein Vergnügen, seinen Hof in Rauch aufgehen zu sehen, nein, gewiß nicht! Und wenn man zum Beispiel äußert: „Suchen Sie dort, ich glaube, es wird sich lohnen,“ so ist nichts Böses daran. Ich behaupte gar nicht, daß Müller es gethan hat, nein, aber er war neulich bei dem Major und sprach lange mit ihm unter vier Augen. Das weißt du wohl.“

„Mein Sohn Goliath fuhr Baas dorthin,“ gab der Kaffer gedehnt zu.



Ein abgerichteter Strauß als Rutschpferd. Zeichnung von F. C. Dickinson.

„Sieh, sieh, mein Junge! Und betrachte nun den Major und Müller! Der Engländer drückt seine Hand. O, o, das ist ein bedenkliches Zeichen. Und sieh, jetzt klopfst er ihm auf die Schulter.“

„Ich nicht will hören von Baas mehr,“ fiel der Kaffer zornig ein.

„Meinetwegen. Aber ich habe eine Ahnung davon, daß der alte Zimmer oder Flied dem, der ihnen diese Geschichte mitteilt, eine tüchtige Belohnung für die Mühe geben werden. Du legst vielleicht wenig Wert auf eine Gade, was weiß ich, aber an deiner Stelle... nun ja, das ist deine Sache, mein Junge.“

Der Kaffer senkte nachdenklich den Kopf, er hatte augenscheinlich den Vorschlag der Ueberlegung wert befunden.

Blentins verließ ihn, befriedigt über das, was er ausgerichtet hatte. Er grüßte Piet Müller höflich, als dieser nachdenklich vorüberreiste und in den Wagen kletterte, und munter begann er einen Gassenhauer zu pfeifen, als er den verwunderten Blick bemerkte, den der Kaffer über die Schulter hinweg auf seinen Herrn warf.

„Sie scheinen bei besonders guter Laune zu sein, Mr. Blentins,“ sagte der Major, der zu ihm getreten war und sich in ähnlicher Stimmung befand.

„Ich habe meinem Land einen großen Dienst geleistet,“ lautete die zweideutige Antwort.

Der Major warf einen Blick nach den Kanonen und nickte.

Blentins sah nach der gleichen Seite und lachte, dann fragte er vertraulich:

„Hören Sie, Herr Major, sind die Schotten gekommen?“

„Bleiben Sie in der Nähe, dann werden Sie es wohl vernehmen,“ sagte der Major scharf. Er liebte es nicht, in Gegenwart der Soldaten von dieser nach Whisky riechenden, zweifelhaften Persönlichkeit angesprochen und noch weniger fortwährend an sein Versprechen erinnert zu werden.

Blentins blinnte finster dem Major nach, der sich, noch immer an seine Entdeckung und das Telegramm denkend, entfernte.

„Mit hohen Herren ist nicht gut Rirschen essen,“ brummte der Kerl halblaut. „Schwadronieren können sie, wagen auch, dem Feind entgegenzustürmen; aber einen Krieg zu führen, wie er geführt werden soll, davon verstehen sie nichts.“ Seine Augen funkelten tödlich, als er Müllers Wagen draußen auf der Ebene sah. „Ja, ja, mein Alter, du beliebstst vorhin meinen Gruß nicht zu beachten, aber wenn ich einen habgierigen, geschwätzigen Kaffer recht kenne, so... he, he, he! Was lernten wir doch in der Schule? Di... divide et impera, trenne, um zu herrschen, — das nenne ich Krieg führen.“

Die Compagnie brach auf und marschierte ab, während die Kanonen an möglichst vielen Höfen vorübergefahren wurden; es galt Eindrud zu machen auf die Widersetzlichen. Blentins trotzte den Soldaten nach; er wagte es nicht, allein zu weit hinter ihnen zu bleiben, er glaubte die Bewohner der Gegend zu kennen und wußte, daß sie auch ihn kannten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Christian Dewet-Denkmal.

(Bild S. 229.)

In Schierstein a. Rh. wurde am 17. November das Denkmal für Christian Dewet, den tapferen Burenführer, enthüllt. Wie bekannt, wurden die Sammlungen für das Monument durch einen Aufruhr angelegt, der an alle „Christiane“ des Deutschen Reiches erging, aber auch zahlreiche Beiträge aus andern Ländern eintrug. Das von Professor Norbert Wrehschnecker-Berlin modellierte Denkmal zeigt auf einem Pfeiler die Büste des wackeren Burenführers, dem ein deutscher Jüngling in der Tracht eines heffischen Bauern huldigt; am Boden lauert, die Kriegsfurie versinnbildlichend, ein mißgestaltetes Ungeheuer. Am Fuße des Postaments liest man die Worte: „Ihrem tapferen Blutsbruder Christian Dewet in Stolz und Verehrung 500 deutsche Christiane.“

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz: Abgeschnitten.

(Bild S. 232 u. 233.)

So rücksichtslos und einmütig überall im Auslande die englische Politik in Südafrika und ihre barbarische Kriegsführung den heldenmütigen Buren gegenüber verurteilt werden, muß man doch der in vielen Fällen bewährten persönlichen Tapferkeit der Engländer die gebührende Anerkennung zu teil werden lassen. Namentlich thut das mit strenger Unparteilichkeit auch Gustaf Janson in „Abrahams Opfer“, dieser ergreifenden Erzählung aus dem Burenkriege, die das Interesse unsrer Leser in seltenem Grade fesselt, wie zahlreiche Zuschriften aus ihrem Kreise bezeugen. Einen Beweis todesverachtenden Mutes lieferte eine Schwadron der 17. Lanciers (Kanzengreiter, Ulanen) in den Kämpfen bei Modderfontein, und unser Bild auf

Seite 232 und 233 bringt diese Episode in ungemein packender und lebensvoller Weise zur Darstellung. Die Schwadron war dort, wie das den Engländern bei ihrem mangelhaften Aufklärungs- und Sicherheitsdienst so unzählige Male ergangen ist, überraschend angegriffen, von den übrigen Truppen abgeschnitten und umzingelt worden. Sie sah sich, etwa 150 Mann stark, 400 Buren gegenüber, so daß ein gewaltsamer Durchbruch aussichtslos erschien; trotzdem aber weigerte die Schwadron sich auf die an sie ergangene Aufforderung, die Waffen niederzulegen. So begann denn nun ein Feuergefecht, um die Entscheidung, welche nicht zweifelhaft sein konnte, herbeizuführen. Rasch schmolz die Schar der Engländer zusammen, die aus ihren Karabinern — die jetzt unnützen Lanzen hatten sie auf den Boden geworfen — das wohlgezielte Feuer der Buren erwiderten, indem sie sich zum Teil dabei der Pferdekadaver als Deckung bedienten. Schließlich lagen zwei Drittel der Schwadron tot oder verwundet am Boden, worauf der Rest sich nun doch ergeben mußte.

Ein abgerichteter Strauß als Kutschpferd.

(Bild S. 230.)

Der Strauß, den wir auf unserm Bild als „Kutschpferd“ eingepaßt sehen, ist wohl der erste seiner Gattung, der in „Lanten“ geht. Ein Sportliebhaber in Florida hat dies Dressurwunder zuwege gebracht und mit seinem geflügelten Vorspann eine Fahrzeit von etwas über zwei Minuten für die englische Wegmeile (rund 1523 Meter) erzielt.

Gesundheitskunde in der Schule.

Von

L. Bärkner.

Auf einer Ferienreise zu Rad kam ich kürzlich in eine dörfliche Wirtsstube. Eine stidige, heiße Luft schlug mir entgegen. Die Fenster waren trotz des herrlichen Wetters hermetisch fest verschlossen. Im wärmsten, dunkelsten Winkel stand — der Kinderwagen, hoch bepackt mit einem dicken Federbett, der Vorhang sorgfältig verschlossen, damit die Fliegen den kleinen Schläfer nicht belästigten. Mit Stolz zeigte mir die Mutter ihren Sprößling. Aber dieser Stolz war wenig gerechtfertigt. Der kleine Bengel, etwa acht Wochen alt, sah blaß und kränklich aus. Dicke Schweißtropfen standen auf der Stirn, und als ich näher zusah, bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß der Kleine in einem dicken Wollröschchen steckte, über das noch ein warmes Kleidchen gezogen war. In der Stube etwa 22 Grad Hitze, Wollröschchen, Federbett! Das Kind mußte Höllequalen erdulden! Ich nehme das Federbett schweigend weg — nur um zu sehen, was die Mutter thun würde —, denn wer je mit Bauern verkehrt hat, weiß genau, wie zäh sie an ihren hergebrachten Ideen hängen. Sofort deckte die Mutter es denn auch sorgfältig wieder über, die vier Zipfel recht fest einstopfend. Das Kind, das sich einen Augenblick lang erleichtert gestreckt hatte, fing jämmerlich an zu schreien und — zu husten. „Nau hat et sich schon widder verfühlt,“ sagte die Frau ängstlich. Und dann erzählte sie mir eine Leidensgeschichte. Zwei Kinder waren ihr schon gestorben, sechs und acht Monate alt, beide an „Verfäulung“. Und nun sei der Kleine auch schon wieder krank und huste, und sie halte ihn doch so warm; kein Lüftchen komme an ihn, immer sei er gut zugedeckt und eingebündelt, aber der Husten werde immer schlimmer.

Ich versuchte vorsichtig der Frau klar zu machen, daß der arme kleine Bengel vor lauter Hitze „verfäulte“ sei, daß die fortwährende Schweißabsonderung das Kind matt und schlaff und die Haut so empfindlich mache, daß jedes Lüftchen nun wirklich eine „Verfäulung“ verursache; daß die armen Lungen, die gezwungen wurden, die heiße, verdorbene Luft zu atmen, krank und schwach werden müßten! Ich predigte natürlich tauben Ohren. Als ich gar der Frau sagte, das Kind müsse, um gesund zu werden, möglichst viel in freier Luft sein, die Fenster der Schlafstube müßten nachts aufstehen, das Kind selbst ganz leicht bekleidet sein, mit lauem Wasser fleißig abgewaschen werden, — da sah sie mich an, als ob sie an meinem Verstand zweifle. Ich sagte auch nichts mehr. Als ich fortging, sah ich mit einem letzten Blick noch, daß die Mutter sorgfältig das Federbett fester über den Wagen stopfte — gewiß fürchtete sie, schon meine unsinnigen Reden allein hätten ihrem Kinde eine „Verfäulung“ zugezogen.

Solche Erfahrungen, die man auf dem Lande alltäglich machen kann, sind, wenn man näher darüber nachdenkt, unendlich traurig. Zwei Kinder fielen hier in drei Jahren der verkehrten Behandlung der Mutter zum Opfer, und ein drittes würde wahrscheinlich sehr bald folgen.

Drei Söhne wurden der Mutter, drei Bürger dem Vaterlande geraubt. Und das ist nur ein Fall von vielen hunderttausenden, die sich alljährlich ereignen. Man wende nicht ein, daß die Gesundheitsverhältnisse auf dem Lande doch im ganzen sehr günstige sind.

Das ist nur scheinbar der Fall. Die Kindersterblichkeit ist erschreckend groß, gerade auf dem Lande, und die relative Gesundheit der Bevölkerung kommt einfach daher, daß nur ganz robuste Kinder überhaupt „aufkommen“. Die schwächeren sterben eben, und der Bauer ist das so gewöhnt, daß in vielen Gegenden der Tod eines Kindes mit der Redensart erwähnt wird: „Unser Herrgott hat mit uns geteilt.“ Der Bauer findet es also von vornherein natürlich, daß etwa die Hälfte seiner Kinder stirbt, das heißt, daß „der Herrgott teilt“.

Und gerade auf dem Lande, wo der Kinderreichtum der größte Reichtum ist, wo die Kinder den Eltern im Gegensatz zu der Stadt sehr wenig kosten, aber Arbeitskraft und damit Kapital repräsentieren, ist diese Kindersterblichkeit, vom nackten Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet, doppelt bedauerlich. „Viel Kinder, viel Segen,“ das sagt der Bauer noch allein mit gutem Recht, dem seine Kinder keine Last sind, sondern eine Lust. Der Bauer, der „mit eignen Reuten“ wirtschaften kann, ist weitans im Vorteil gegen den, der Knecht und Magd bezahlen muß.

Aber nicht allein auf dem platten Lande sind die Begriffe der Hygiene noch außerordentlich mangelhaft, auch im ganzen Arbeiter- und Handwerkerstande findet man noch die verkehrte Scheu vor Luft und Wasser, vor Hauptpflege und naturgemäßer Lebensweise. Obgleich sich die Lebenshaltung des Arbeiters bedeutend gehoben hat, ebenso wie die des Handwerkerstandes, obgleich für Nahrung und Wohnung bedeutend mehr ausgegeben wird als vor zwanzig, dreißig Jahren, hat sich der Gesundheitszustand der arbeitenden Klassen nicht im geringsten gebessert. Im Gegenteil. Die Kinder sind blaß, schwächlich und kränklich. Das kommt nicht von schlechter Ernährung, sondern von unrichtiger. Es giebt wohl kaum eine Arbeiterhausfrau, die nicht in der Fleischkost das Ideal der Nahrung sähe. Diese allein vermag sie auch einigermaßen zuzubereiten. Ein schmachhaftes Gemüse, eine kräftige Suppe, ein sättigendes Gericht von Hülsenfrüchten kann sie kaum kochen, weil sie viel zu wenig Wert darauf legt, weil sie diese Gerichte nur als minderwertige betrachtet, als Notbehelf, wenn die Mittel Fleischkost nicht erlauben. Und die Wohnungsverhältnisse stellen sich meistens so, daß zu Gunsten der unglückseligen „guten Stube“, die schon so manches Menschenleben auf dem Gewissen hat, in der niemand wohnt, niemand schläft, die nur zum Brum da ist, die Wohn- und Schlafverhältnisse aufs äußerste eingeschränkt und ungesund gemacht werden. Bei offenem Fenster zu schlafen, das hält die überwiegende Mehrzahl dieser Klassen für gleichbedeutend mit Selbstmord. Die Angst vor „Erkältung“ beherrscht sie in einem schier unglaublichen Grade. Die Schlafstuben sind bei ganz gut situierten Deuten wahre Pesthöhlen, in denen gegen Morgen eine Luft herrscht, die bei normalen Menschen direkte Vergiftungserscheinungen, Atembeschwerden, Schwindel, Kopfschmerzen hervorbringt. Daß der Bauer seine Schlafstube — ebenso wie seine Wohnräume — hermetisch gegen die frische Luft abschließt, daß Kranke gegen alles Predigen des Arztes absolut von jedem frischen Lufthauch abgesperrt und aus Angst vor Erkältung tage- ja wochenlang nicht einmal gewaschen werden, das wird jeder Landarzt schauernd bestätigen. Ein mir bekannter alter Praktikus konnte das Waschen seiner wasserscheuen Patienten nur dadurch erzwingen, daß er — durch Rezept Spiritus verordnete, der, in minimaler Menge dem Waschwasser zugesättelt, als Wunderthäter angesehen wurde, wo sich dann der Kranke ohne Widerstand die Waschung „mit Medizin“ gefallen ließ und die erfrischende Wirkung natürlich der „Medizin“ zuschrieb.

Wie ist nun das Verständnis für Hygiene diesen Schichten der Bevölkerung beizubringen, für die es weitans am notwendigsten ist, da die Gesundheit für sie nicht nur wie bei den besser situierten Klassen das höchste Gut, sondern oft auch noch das einzige ist, und da von ihrer festen Gesundheit zugleich ihre Erwerbsfähigkeit abhängt?

Man hat versucht, durch populäre Vorträge dahin zu wirken, daß dies Verständnis sich allenthalben verbreite. Aber damit ist gar wenig geholfen. Diese Vorträge werden gerade von denen, die es am nötigsten haben, nicht besucht und sind auch durchaus nicht wirksam genug, um die alteingewurzelten Vorurteile auszutreiben. Dazu gehört schon eine systematisch fortlaufende Belehrung, ein gründlicher Unterricht. Und ein solcher Unterricht, der jedem ohne Ausnahme zu teil werden müßte, kann nur in der Schule gegeben werden, nur in der Schule wirksam sein.

Es müßte also ein Unterricht über Hygiene oder sagen wir deutsch: eine Gesundheitslehre in der Schule obligatorisch werden. Dazu gehört freilich, daß der Lehrer seinerseits genau über den Gegenstand unterrichtet ist. Aber diese Gesundheitskunde ist so einfach, daß sie sich sehr wohl noch dem Lehrplan des Seminars angliedern läßt, ohne Lehrende und Lernende stark zu belasten. Selbstverständlich kann die Gesundheitskunde, die der Elementarlehrer seinen Kindern lehren soll, sich

nicht etwa auf die naturgemäße Behandlung von Krankheiten u. s. w. erstrecken. Wohl aber auf die Vermeidung von Schädlichkeiten, auf die Erkenntnis des hohen Wertes frischer Luft in den Wohn- und Schlafräumen, der Reinlichkeit, der Wasseranwendungen, auf die Nachteile des übermäßigen Heizens, kurz und gut auf all die Schädigungen, die der Unwissende täglich und stündlich seiner Gesundheit zufügt.

Eine einzige Stunde wöchentlich würde genügen. Dafür kann sehr wohl eine Schönschreibe- oder sonstige Stunde ausfallen, sogar eine solche, die man als wichtig zu bezeichnen liebt. Denn ob z. B. ein Kind weiß und gelernt hat, daß die Luft auf den Korbilleren oder in den Alpen in einer gewissen Höhe zu dünn zum Atmen ist, scheint mir doch wesentlich unwichtiger zu sein, als wenn ihm gelehrt wird, daß die Luft in einer überfüllten und geschlossenen Stube viel zu dick zum Atmen ist und ebenjogut schwere und viel nachhaltigere Schädigungen der Gesundheit verursachen kann als die zu dünne Bergluft. Und was nützt es dem Kinde, zu wissen, daß die Hitze in Südafrika so und so viele Grade im Mittel beträgt, wenn es nicht weiß, daß die übermäßige Hitze in der elterlichen Wohnstube ihm Hals-, Brust- und Lungenkrankheiten verursachen und es unter Umständen für sein ganzes Leben zum flehentlichen Schwächling machen kann.

Gewiß, die Schule soll in erster Linie dem Kinde einen gewissen Grundstock von positivem Wissen sichern. Aber noch schleppen unsere Schulpläne sich mit einem großen Ballast von unnötigem Formelwissen, das dem intelligenten Kinde unnütz und dem dummen vollkommen unverständlich ist.

Noch wird z. B. in der Elementarschule auf die Grammatik der deutschen Sprache, d. h. auf das ganz mechanische Einlernen einer Unzahl von Regeln der deutschen Sprache ein Wert gelegt, der einem vernünftigen Menschen als eine geradezu ungeheuerliche Zeit- und Intelligenzvergeudung vorkommen muß. Wozu braucht der Mensch mit Elementarbildung die Formeln und Regeln seiner Muttersprache zu kennen? Kann er sich sprachlich nicht richtig ausdrücken, so wird er es auch nie und nimmer können, indem er sich nach den mühsam eingeprägten, unverständlichen Formeln einen Satz konstruiert! Kann er es aber, wozu dann der Ballast! Gewiß werden hier unzählige Lehrer und Gewohnheitspädagogen ach und weh über diese lehrerische Ansicht schreien; aber fürs praktische Leben wird es viel richtiger sein, in Gesundheitsregeln Bescheid zu wissen als in den Regeln unserer Muttersprache, deren ganz mechanische Beherrschung uns als Naturgeschenk in die Wiege gelegt wurde.

Die Volksgeundheit aber ist eine so wichtige Sache, sie hat nach hundert Richtungen hin das denkbar höchste Interesse für jedermann, daß jedes Bestreben, zu ihrer Förderung beizutragen, nach Kräften unterstützt werden sollte. Und da nichts schwerer ist, als die breiten Massen von ihren seit Jahrhunderten festgewurzelten Vorurteilen abzubringen, da die Schule der einzige Ort ist, wo dies systematisch so geschehen kann, daß jeder und jede an dieser Belehrung teilnimmt, so würde es eine schöne Aufgabe sein, für die Aufnahme einer solch obligatorischen Schulgesundheitskunde in den Schulplan zu wirken. Wird diese Gesundheitskunde richtig und lebendig gelehrt, so ist sie auch ein sehr anziehender Unterrichtsgegenstand für die Kinder, die dann das neuerworbene Wissen nach Hause tragen und im Elternhause bereits manches davon verwerthen werden. Bis es in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen ist, werden freilich Jahre vergehen. Aber der junge Baum, den man heute pflanzt, trägt ja auch noch nicht sofort Früchte; und wenn erst die in der Gesundheitskunde unterrichteten Mädchen und Knaben Väter und Mütter werden, dann ist zu hoffen, daß bei ihren Kindern der Herrgott nicht mehr „teilt“, sondern daß sie in gesunder, reiner Luft als kräftige, widerstandsfähige Menschen leben. Es thut dem deutschen Volke not, daß es ein starkes Volk bleibe, und das kann es nur, wenn es ein gesundes, ein kinderreiches Volk ist.

Mit jedem Kinde, das stirbt, erleidet aber neben dem ganz privaten Verlust des einzelnen, der Familie auch das Vaterland einen Verlust, mit den Hunderttausenden von ganz kräftigen Kindern, die der verkehrten, allen Gesundheitsregeln Hohn sprechenden Behandlung erliegen, einen außerordentlich schweren, gar nicht zu bewertenden jährlichen Gesamtverlust. Und dieser würde durch eine einzige wöchentliche Belehrungsstunde über Gesundheitskunde in wenigen Jahren bedeutend herabgemindert und der ganze Gesundheitsstand breiter Volksschichten verbessert werden. Daß der unendliche Kummer, den gerade die Kindersterblichkeit in so viele Familien trägt, gestillt, die ungezählten bitteren Muttertränen, die den kleinen Lieblingen nachgeweint werden, getrocknet würden, wäre ein idealer Gewinn, der allerdings nicht in greifbaren Werten ausgerechnet werden kann, aber doch auch immerhin nicht außer acht gelassen werden darf!

Der Mord in der Villa Hobalt.

Kriminalroman
von
Friedrich Thieme.

(Fortsetzung.)

„Ist Morelly in Haft?“ war des Rechtsanwalts erste Frage an Staatsanwalt Schubert, den er um drei Uhr in seinem Bureau antraf.

Mühsam schüttelte der Staatsanwalt den Kopf.

„Nicht?“

„Der Vogel war bereits ausgeflogen, Herr Doktor. Ist gestern Abend gar nicht in seine Wohnung zurückgekehrt.“

„Der Schurke muß Verdacht geschöpft haben.“

„So scheint es.“

„Was aber nun? Sollen wir ihn entschleichen lassen?“

„Fällt uns nicht ein. Wir haben ihm eine Falle gestellt; heute Abend um elf geht er hoffentlich mit seinem Hintermann hinein. Dann schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe.“

„Ah — wie haben Sie das angefangen?“

Während sich Lorenz auf die Einladung des Staatsanwalts einen Stuhl nahm, stand dieser auf, lehnte sich an das Fenster und erzählte: „Wir waren erst geradezu wütend über den Reinfall, als Gering mit seinen Leuten heute morgen zurückkam und den Auszug des Vogels verkündete. Die braven Burschen hatten die ganze Nacht hindurch umsonst auf seine Rückkunft gewartet. Jetzt war guter Rat teuer. Da kam dem Detektiv ein rettender Gedanke. Er erinnerte sich der Buchstaben im Schweißleder des Morelly'schen Hutes, die er sich sorgsam in sein Taschenbuch notiert hatte. Wie mir gestern offenbar geworden, sagte er, verkehren Morelly und sein Auftraggeber durch die Post miteinander. In regelmäßige persönliche Verbindung wagen sie nicht zu treten, aus Furcht, sich zu verraten, so teilen sie anscheinend einander postlagernd mit, wo und zu welcher Zeit sie zusammentreffen wollen. Denn ganz bestimmt war die gestrige Begegnung im Großen Garten, deren Zeuge ich war, in dem postlagernden Brief festgesetzt, welchen Morelly vorher auf der Post abholte. Und ebenso klar ist es mir, daß die Buchstaben in Morelly's Hut die Chiffren darstellen, unter welchen die beiden Ehrenmänner korrespondieren. Ich stimmte dem bei, worauf der Detektiv vorschlug, einen etwa für Morelly oder den andern bestimmten Brief auf der Post statt des wirklichen Adressaten sich auszuhandigen zu lassen. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß gerade jetzt, wo Morelly sich die Verfolger hart auf den Fersen wisse, sehr häufige Rendezvous zwischen beiden stattfänden, er sei überzeugt, die Bewegungen der Sprecher gestern richtig gedeutet zu haben; Morelly fordere Geld, wahrscheinlich um zu entfliehen, und Hobalt habe ihn vertrießt. Heute nun teile ihm der letztere wahrscheinlich mit, ob, wann und wo er ihm sein Versprechen halten werde, oder der Kapitän wiederhole noch einmal gebieterisch und drohend seine Forderung. Ich gab meine Einwilligung, und der Detektiv eilte auf das Hauptpostamt, um die Briefe, falls solche wirklich vorhanden, einzufordern. Da es erst gegen neun Uhr morgens war, so war er überzeugt, daß sie noch nicht abgeholt sein könnten. Er nannte erst sämtliche Buchstaben: C. W. 5. D. O. R. ohne Erfolg — dann fragte er einzeln nach den Chiffren C. W. 5 und D. O. R. Unter letzterem Signum lag ein Brief auf dem Postamt. Ihn barg ein gewöhnliches, längliches, viereckiges, weißes Couvert, stark genug, um jeden Einbruch unmöglich zu machen, und sorgfältig verklebt, aber nicht versiegelt. Das Schreiben selbst bestand aus einem gewöhnlichen Stück Konzeptpapier und enthielt nur die Bezeichnung: Heute Abend halb elf Uhr wie gestern. Anfangs waren wir in Verlegenheit um das Verständnis der Worte, ich deutete sie jedoch dahin, daß es sich um ein Zusammentreffen auf derselben Stelle wie gestern handle. Gering stimmte mir bei, auch teilte er meine Ansicht, daß dieser Brief offenbar von Hobalt herstamme. Giebt der Erfolg unserer Anschauung recht, traf unsere Vermutung den rechten Ort, und erscheinen sowohl Morelly als Hobalt daselbst, so soll letzterer mit ersterem verhaftet werden, da in diesem Fall sein Einverständnis mit dem Verbrecher klar zu Tage liegt.“

„Ich bringe noch weitere Beweise gegen ihn,“ verkündete Lorenz.

„Um so besser. Noch blieb uns übrig, den Brief wieder zu schließen und von neuem der Post zu übergeben. Wir besorgten uns ein ganz gleiches Couvert — die Schurke haben absichtlich solche gewählt, wie sie jeder Papierhändler in Menge vorrätig hat, um jeden Verdacht auszuschließen — und verwahrten den Zettel genau wieder so darin, wie wir ihn gefunden. Aber

wie die Chiffren wieder darauf bekommen? Morelly kannte jedenfalls die Handschrift seines Kumpans. Endlich entschloß ich mich, um der guten Sache willen einmal zum Fälscher zu werden; ich schnitt die Adresse aus dem alten Couvert heraus und legte sie unter die Vorderseite des neuen, worauf ich beide Blätter gegen das Fenster drückte, die Buchstaben mit Bleistift nachzeichnete und sie dann mit der Feder ausführte. Die Chiffren waren mit Alizarintinte geschrieben, wie wir sie ebenfalls benutzen. Die Bleistiftspuren radierten wir weg. Gering erklärte die Imitation für vorzüglich, auch meinen wir, daß Morelly der Adresse nicht eben große Beachtung schenken wird. Den so präparierten und verklebten Brief trug der Detektiv von neuem auf die Post, wo ihn hoffentlich der Kapitän heute mittag abgeholt hat. Heute Abend wird der Polizei-Inspektor Sartorius mit Gering und vier Leuten den in Aussicht genommenen Platz besetzen, um die Verbrecher dort in Empfang zu nehmen.“

„Wahrlich, ein ausgezeichnetes Coup,“ gab Lorenz seiner Bewunderung Ausdruck. „Nun hören Sie meine Neuigkeiten.“ Worauf er Bericht über seine Reise und seinen Besuch im Auskunftsbureau abstattete.

Der Abend brach finster und stürmisch herein. Kein Stern am Himmel; schwarze, wildgerissene Wolken jagten, vom Sturm gepeitscht, am Horizont dahin. Die kahlen Bäume im Großen Garten schüttelte es hin und her, ihre Äste klapperten aneinander, und ein aus Regen und Schnee gemischter Niederschlag sank schwer auf die Erde.

Schon eine Stunde vor der verabredeten Zeit umzingelten Sartorius und seine Leute in weiterem Umkreise den mutmaßlichen Schauplatz der Zusammenkunft. Der Inspektor und Gering verbargen sich im Innern der im Winter rundum geschlossenen Kolonnade dicht hinter der nur angelehnten, mit Glascheiben versehenen Kolonnadenthür, die drei Polizeiergeanten waren in entsprechender Entfernung hinter starken Bäumen postiert. Stumm und regungslos harreten alle der Ankunft der Verbrecher. Noch mochten wohl zehn Minuten an halb elf Uhr fehlen, da tauchte im Gesichtskreis der Lauscher plötzlich ein schwarzer Schatten auf, der sich langsam die Allee entlang bewegte.

„Achtung — das ist einer von den Burschen!“ flüsterte Sartorius.

„Der Gestalt nach ist es Morelly,“ bemerkte der Detektiv.

„Wir müssen uns gedulden, bis der andre ebenfalls zur Stelle ist — Ihr Scharfsinn hat Sie also doch nicht getäuscht, Gering. Sie haben die Absichten der Halunken richtig erraten.“

Der Schatten bewegte sich langsam auf dem Platz vor der Kolonnade auf und ab. Soviel man sehen konnte, war der Ankömmling lang und hager; er schien zu frieren, denn er blieb manchmal stehen, stampfte mit den Füßen den Boden, rieb sich die Hände. Ungebüldig schaute er bald nach der einen, bald nach der andern Richtung; manchmal nahm er seine Uhr heraus, hielt sie dicht vor die Augen und zündete ein schwedisches Streichholz an, um den Stand der Zeiger zu erkennen.

Dreiviertel elf — niemand weiter zur Stelle.

Der Mann begann leise zu fluchen und Verwünschungen auszustößen. Seine Schritte wurden hastiger, nervöser.

„Der andre läßt lange auf sich warten,“ murmelte der Inspektor.

„Wahrscheinlich hat er die verlangte Summe nicht zusammengebracht und kommt heute überhaupt nicht,“ erwiderte Gering.

„Wohl möglich — nun, üben wir uns noch ein wenig in Geduld.“

Elf Uhr — kein Hobalt!

Der einsame Wanderer schien plötzlich den Mut oder die Geduld zu verlieren, er wandte sich der Stadt zu und nahm einen festen Schritt an, der auf seine Absicht, sich nicht länger zum besten halten zu lassen, hindeutete.

„Jetzt ist's Zeit,“ sagte Sartorius, im selben Augenblick einen gelben Pfiff ausstoßend. „Drauf, Gering, — kommt der andre nicht, soll uns wenigstens dieser nicht wieder entweichen!“

Alle fünf brachen mit einem Male hervor, auf den überraschten Nachschwärmer von vier Seiten zugleich heranstürmend. Zu ihrem Erstaunen machte dieser gar keine Anstalt, zu fliehen; entweder überzeugte er sich von der Unmöglichkeit eines solchen Versuchs oder er entbehrte der inneren Veranlassung dazu. Ruhig und wie verwundert blieb er stehen, als er die dunklen Gestalten auf sich zustürzen sah, nur als der Detektiv ihn rauh bei dem einen und der eine Polizeibeamte bei dem andern Arm ergriff, schien er ängstlich zu werden und fragte, was man von ihm wolle.

„Sie selbst, verehrter Herr,“ antwortete Sartorius finster.

„Mich? Sie wollen mich berauben — was ich bei mir habe —“

„Wir sind keine Räuber, sondern Polizeibeamte.“



Dem südafrikanischen Kriegsschauplatz: Abgeschnitten. Episode aus der Schlacht von Middelfontein am 17. September 1900. Zeichnung von N. Caton Woodville.

Herr Kapitän Morelly, Sie sind erkannt, wir warten hier schon seit anderthalb Stunden auf Sie. Keine Ausflüchte — bindet ihm die Hände und dann fort zum Wagen!"

Nun erst wurde sich der so Attakkierte der ihm drohenden Gefahr bewußt. "Sie müssen sich in der Person irren, meine Herren," hub er höflich, aber im Ton bebender Entrüstung an. "Ich heiße weder Morelly noch kenne ich jemand dieses Namens."

"So? Wie heißen Sie denn?"

"Julius Herzog, ich bin Musiker und wohne in der Cirkusstraße."

"Was thun Sie denn so spät und bei solchem Wetter hier draußen?"

Der Fremde zögerte mit der Antwort. "Ich warte auf jemand," versetzte er sodann nicht ohne Verlegenheit.

"Das wissen wir — auf wen denn?"

"Auf eine Dame."

"Auf eine Dame? Sollte diese Dame nicht ein Herr sein und Hobalt heißen?"

"Nein — ihr Name lautet anders —, ich bitte, mir zu gestatten, ihn zu verschweigen."

"Nach Belieben. Böhme, bringen Sie die Laterne her, leuchten Sie den Herrn einmal an."

Der angerufene Polizeibeamte schleppte sogleich aus der Kolonnade eine große Blendlaterne herbei, deren Lichtstrahlen er von oben bis unten auf die Gestalt des Unbekannten fallen ließ. Der Inspektor fuhr betroffen zurück, der Anblick entsprach nicht im geringsten demjenigen, auf welchen man ihn vorbereitet. Der Abgesetzte stellte sich dar als ein Modegeck unverfälschten Genres, ein echtes Sigerl im hocheleganten funkelnagelneuen Anzug, mit vorn in Schnäbeln auslaufenden gelben Schuhen, einem Hütchen in Phantasieform. In der Hand hielt er ein leichtes, kaum die Bezeichnung eines Stodes verdienendes Rohr. Unter der winzigen Kopsbedeckung ringelten sich zierliche schwarze Locken. Ein modischer, vorn offener Kaisermantel umflatterte fast die schlaffe Figur. Die scharfblenden Augen wurden weder durch eine Brille noch durch Augengläser anderer Art beschattet.

"Kommen Sie einmal her, Gering," rief der Inspektor unwirsch. "Da hätten wir doch am Ende bald einen dummen Streich gemacht. Betrachten Sie den Herrn einmal, der sieht allerdings nicht aus wie Ihr Morelly."

Gering, betroffen, näherte sich dem Gegenstand des allgemeinen Interesses bis auf eine halbe Elle, ihn vom Kopf bis zu den Füßen beleuchtend.

"Da ist freilich nichts, was an Morelly erinnert, als die Gestalt," brummte er verdrießlich. "Indessen, Morelly versteht es ausgezeichnet, in allen Farben zu schillern, und es wäre doch sonderbar, wenn sich der Herr gerade für dieselbe Zeit und denselben Platz verabredet hätte. Halten wir ihn vorläufig fest; ist er es nicht, so wird sich seine Harmlosigkeit wohl herausstellen."

"Ich protestiere gegen eine derartige Behandlung!" rief der Herr zornig. "Ich bin nicht geneigt, mich wie einen Verbrecher arretieren und einsperren zu lassen — ich bin der Musiker Julius Herzog der Ihnen dem Namen nach doch bekannt sein muß — ich habe erst vor vier Tagen bei dem Minister des Innern in einer musikalischen Soirée mitgewirkt und werde über Ihr Verhalten dort Beschwerde führen!"

"Thun Sie das," entgegnete der Inspektor phlegmatisch. "Die Handschellen her, Böhme!"

Nun erkennend, daß sein Protest unwirksam bleiben werde, setzte sich der Fremde zur Wehr. Er war ein starker Mann, schlug wild nach allen Seiten aus, schleuderte hier zurück, schüttelte dort ab.

"Ich bin nicht, den Sie suchen — ich lasse mich nicht verhaften. Ich habe eine notwendige Reise vor —"

Da traf ihn von der Seite her ein wohlgezielter Faustschlag des Detektivs. Ein Schmerzensschrei des Fremden, ein Klirren wie von Glas auf dem Boden.

"Sehen Sie, da haben wir den Kapitän Morelly!" rief der Geheimpolizist, indem er jauchzend die kräftigen Arme um den Ungehörigen schlug und ihn zu Fall brachte, worauf die Sergeanten ihn im Handumdrehen an Händen und Füßen fesselten. Gering nahm die Laterne, ihr Licht auf das Gesicht des Gefangenen ausstreuend. "Da sehen Sie den Einäugigen, Herr Inspektor!" Und in der That war das eine Auge des angeblichen Musikers verschwunden, und die leere Augenhöhle starrte dem Inspektor entgegen.

Und hier liegt das Corpus delicti in Scherben auf dem steinigen Wegübergang," fuhr der Detektiv triumphierend fort, den Boden bestrahlend. "Sammeln Sie die Splitter und Stücken, Böhme, es sind kostbare Indizien!"

Das geschah, während die andern Polizisten den gefesselten, zähneknirschenden Verbrecher nach dem etwas tiefer im Innern des Großen Gartens bereitgehaltenen Wagen transportierten. Der geheimnisvolle Kapitän Morelly, der so lange die Dresdner Polizei in Atem

gehalten und es verstanden hatte, sich allen Fallen und Schlingen zu entziehen, war gefangen! Im Triumph raffelten seine glücklichen Ueberwinder mit ihm der Residenz entgegen.

"17."

Im Bureau des Staatsanwalts saßen Schubert und Lorenz der späten Nachtstunde ungeachtet in ungeduldiger Erwartung. Die starke Anspannung ihrer Nerven ließ sie jeder Müdigkeit Trost bieten. Lorenz wanderte unruhig auf und ab, er vermochte noch nicht an die endliche Lösung des Dramas, das ihn so angelegentlich beschäftigte, zu glauben; schon wiederholt war Kapitän Morelly ihnen entgangen, und er konnte sich der Empfindung nicht erwehren, als sei dieser seltsame Mensch gegen die Versuche, ihn zu fassen, gefeit, und es werde nie gelingen, sich seiner zu bemächtigen. Der Staatsanwalt dachte skeptischer; er hoffte zuversichtlich auf einen günstigen Ausgang des Unternehmens und wollte noch in der Nacht das erste Verhör mit dem Gefangenen anstellen.

Die Mitternacht kam heran, ehe man endlich das Geräusch des mit Sehnsucht erwarteten Wagens vernahm. Gleich darauf hallte das Geräusch vieler Schritte durch die leeren und stillen Räume des großen Gebäudes, dessen tiefe, nächtliche Ruhe unterbrechend wie ein plötzlicher Lawinsturz das tausendjährige Schweigen eines einsamen Abgrundes. Mit mächtig arbeitender Brust öffnete der junge Anwalt die Thür, um den Ankommenden entgegen zu sehen; sein erster Blick fiel auf das bleiche, entstellte Antlitz Morellys, und mit einem Jubelruf wandte er sich nach dem Staatsanwalt um.

Zwei Polizeibeamte schleppten den gefesselten Morelly ins Zimmer, hinter ihm tauchten Sartorius und der Detektiv auf.

"Und der andre?" fragte Lorenz unwillkürlich.

"Ist nicht erschienen, Herr Rechtsanwalt," erwiderte der Inspektor.

"Das ist ein Strich durch die Rechnung," rief der Staatsanwalt. "Indessen — diesen Vurschen haben wir fest, und er soll uns nicht wieder durch die Maschen schlüpfen. Das ist also der vielgenannte Kapitän Morelly!" Er betrachtete ihn aufmerksam durch seine Vorgnette. "Ich bin überzeugt, der ritterliche Kapitän Morelly wird sich bald in einen simplen Müller oder Schulze verwandeln," sehte er ironisch hinzu.

Der Gefangene knirschte statt aller Antwort wütend mit den Zähnen. Er besaß bei einer langen, hageren Gestalt ein unsympathisches, viereckiges Gesicht mit fast mathematischen Linien. Die Nase war gewöhnlich und von stumpfer Form, der Mund groß und voll schlechter Zähne. Aus dem einen Auge zuckten Dolche ohnmächtigen Zornes.

"Kommen Sie einmal her, Kapitän Morelly," wandte sich der Staatsanwalt an ihn. "Sie sind jetzt in unsern Händen, und nur ein offenes Geständnis giebt Ihnen noch einige Anwartschaft auf milde Beurteilung Ihrer Thaten. Geben Sie gutem Rat und der Stimme Ihrer eignen Klugheit Gehör und beantworten Sie mir aufrichtig, was ich Sie frage."

"Erklären Sie mir erst, warum man mich wie einen Räuber überfallen und gebunden hierher geschleppt hat," rief der Gefangene mit grimmiger Verzerrung seiner Züge.

"Morelly, lassen Sie derartige Mäßen — Sie wissen, was Sie auf dem Kerbholz haben. Der Form aber zu genügen, will ich Ihren Wunsch erfüllen und Ihnen mitteilen, daß Sie verhaftet worden sind im Namen des Gesetzes erstens als dringend verdächtig des Mordes an der Rentiere Josephine Hobalt oder doch der Teilnahme an diesem Verbrechen oder seiner Begünstigung, sowie zweitens als mutmaßlicher Urheber eines vor einiger Zeit in Hamburg begangenen schweren Einbruchs in einer Bank. Und nun antworten Sie mir, Morelly — auf wen warteten Sie jetzt im Großen Garten, und zu welchem Zweck verabredeten Sie ein Rendezvous für eine solche Stunde?"

Der Verbrecher blickte den Staatsanwalt höhnisch an. "Gestatten Sie mir, darüber zu schweigen," erwiderte er fastlässig. "Wenn nun eine Dame im Spiel wäre, Herr Staatsanwalt? Ein Gentleman muß Discretion zu üben wissen."

"Frecher Vursche, glauben Sie sich über das Gesetz und seine Vertreter lustig machen zu können?" donnerte der Beamte den frivolten Schurken an. "Hüten Sie sich, der Versuch könnte Ihnen schlecht bekommen! Antworten Sie mir — mit wem haben Sie zusammengetroffen wollen?"

Der Gefangene bedachte sich einen Augenblick, dann entgegnete er etwas gemessener, aber noch immer mit dreister Sicherheit: "Soviel ich weiß, steht es mir frei, zu antworten oder die Antwort zu verweigern. Ich wähle das letztere."

"Nach Belieben," sagte Schubert kalt. "So wollen Sie mir auch Ihren wirklichen Namen nicht mitteilen?"

"Nein."

"Natürlich nicht, denn Sie haben wahrscheinlich Ursache, ihn möglichst ins Meer der Vergessenheit zu

versenken. Auch gleichviel, wir werden bald mehr wissen, als Ihnen lieb ist. Ihren Hintermann kennen wir längst, es ist der Architekt Hobalt."

Der Gefangene zuckte mürrisch die Achseln.

"Wenn Sie es besser wissen als ich, so brauchen Sie mich ja nicht zu inkommodieren."

"Ist das Ihr letztes Wort, Morelly?"

"Mein letztes. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, behandeln Sie mich, wie Sie wollen, ich bin in Ihren Händen, aber Sie können mich nicht zwingen, meinen Mund zu öffnen, wenn ich ihn geschlossen halten will. Ich protestiere gegen meine Verhaftung, ich habe nichts zu gestehen, das ist alles, was ich zu sagen habe!"

Der Staatsanwalt erwiderte nichts, sondern klingelte nach dem wachhabenden Aufseher.

"Bringen Sie den Gefangenen in die Zelle Nummer 5 — er wird in Ketten gelegt, und seine Hände bleiben gefesselt. Die Polizeibeamten werden Ihnen behilflich sein."

Nachdem Morelly hinausgeschafft war, bemerkte der Rechtsanwalt hastig:

"Und Hobalt, Herr Staatsanwalt? Soll er nicht auf der Stelle eingebracht werden?"

Schubert zögerte.

"Wenn wir unsrer Sache sicherer wären — ich hoffe bestimmt, das Verhör Morellys würde mir genügendes Material liefern — aber so —"

"Und wenn er die Verhaftung seines Complicen erfährt und sich davonmacht?"

"O, das läßt sich verhindern. Herr Inspektor, lassen Sie unverzüglich Hobalts Villa umstellen und im geheimen überwachen — sobald er einen Schritt aus seinem Hause thut, wird er festgenommen. Inzwischen wollen wir weiter überlegen, was zu thun ist. Noch steht nicht fest, ob er in der That der spiritus rector der geheimnisvollen Thätigkeit Morellys gewesen, daß jemand sich in Zahlungsschwierigkeiten befindet, ist noch nicht hinreichend, aus einem ehrlichen Mann einen Mörder zu formen!"

"Sie vergessen das Taschentuch — er allein hat die Wohnung Weringers betreten, er allein kann sich das Tuch verschafft haben, und der ganze Besuch hat wohl überhaupt nur diesen Zweck gehabt."

Der Staatsanwalt schritt unentschlossen auf und ab. "Bedenken Sie das Aussehen eines solchen Schrittes — entschließe ich mich ohne genügende Gründe dazu und sehe mich später genötigt, ihn zurückzunehmen, so wird alles auf mich einstürmen!"

"Bei einem armen Teufel macht man weniger Umstände," warf Lorenz bitter ein.

"Leider," versetzte Schubert etwas empfindlich. "Aber Sie müssen auch zugeben, lieber Doktor, daß das Verhalten des Menschen von den äußeren Umständen wohl abhängig ist; ein großes Vermögen läßt man schwerer im Stich als einen Wochenlohn von zwanzig Mark. Und dann — dasselbe Publikum, das gegen uns wegen der vermeintlichen Ungerechtigkeit Vorwürfe erhebt, steinigt uns am ersten, wenn wir eine angelegene Persönlichkeit unbegründeterweise behelligen. Wenn es uns nur gelänge, Hobalt zu einem Schritt zu veranlassen, der unzweideutig auf sein böses Gewissen hinweist."

Hier verließ der Geheimpolizist Gering seine bescheidene Stellung im Hintergrund des Zimmers und trat einen Schritt näher.

"Wenn Sie mir erlauben wollen, Herr Staatsanwalt?"

"Sprechen Sie, Gering."

"Ich wähle wohl, wie wir Herrn Hobalt vielleicht veranlassen könnten, sich bloßzustellen."

"Run?"

"Es würde doch wohl zu seiner Ueberführung genügen, wenn er auf eine Warnung seines Genossen hin zu entfliehen versuchte?"

"Genügen? Dann hätten wir ja den handgreiflichen Beweis."

"Run wohl, wäre es nicht möglich, in die Morgenblätter unter die nach Schluß der Redaktion eingetroffenen Depeschen noch die Nachricht von Morellys endlicher Ergreifung einzurücken? Mit dem Hinzufügen, der Verbrecher habe sofort ein offenes Geständnis abgelegt, und weitere aufsehenerregende Verhaftungen ständen bevor? Wenn Hobalt schuldig ist und aus der Morgenzeitung von den Geschehnissen der Nacht Kenntnis erlangt, wird er sicherlich keinen Augenblick mehr verlieren. Wir aber postieren sofort unsere Leute um die Villa und halten ihn fest, wenn er das Haus unter irgendwie bedenklichen Umständen zu verlassen strebt."

Dieser Vorschlag fand den ungetheilten Beifall aller Zuhörer. Der Detektiv erhielt den Auftrag, sich ungesäumt mit den Nachredakteuren oder Faktoren der morgens erscheinenden Blätter in Verbindung zu setzen, der Inspektor sollte einige seiner Untergebenen zur Ueberwachung der Hobaltschen Villa anweisen. Damit war für heute alles geschehen, was möglich war, und alle Teile trennten sich mit dem befriedigenden Gefühl erfüllter Pflicht...

Der neue Morgen erschien, feucht, neblig, rauh, windig wie der Abend. Ein wahrer Londennebel lag wie ein Alp auf den Straßen der Residenz, das nervöse Leben der Großstadt mit seinem weichen, kalten Schleier bedeckend, die Menschen in Schatten verwandelnd, die geisterhaft aneinander vorbeihuschten. Die Abgesandten der Polizei begrüßten das Naturschauspiel nicht gerade mit Genugthuung, denn wenn es ihnen einerseits ihre Aufgabe erleichterte, erhöhte es andererseits nicht unerheblich die Schwierigkeiten ihrer Mission. Um so mehr hielten sie ihre Augen offen, und ihre Wachsamkeit steigerte sich mit der sich mehrenden Zahl der Glockenschläge.

Endlich — nach zehn Uhr — hörten die auf der Gartenseite der Hobaltschen Besitzung postierten Späher mit leisem Klirren die Pforte sich öffnen. Ein Mann in Arbeiterkleidung, eine große Tasche in der Hand, trat heraus, schloß die Thür hinter sich und warf einen forschenden Blick die Straße hinauf und hinab. Langsamem Schrittes, wie jemand, der es nicht eilig hat, trachtete er an der Gartenmauer hin, als wie aus einer Verfengung heraus zwei Männer aus dem Nebel hervortauchten.

„Halt — wohin?“

Der Mann in der Arbeiterbluse schien erschrocken, doch stand er einen Augenblick still und erwiderte ruhig, er habe nur im Auftrag des Herrn Hobalt den Koffer nach der Bahn zu befördern. Dann wollte er seinen Weg fortsetzen.

Der Beamte hielt ihn am Arm fest.

„Warten Sie einmal — begleiten Sie uns dorthin, wir wollen Sie erst näher in Augenschein nehmen.“

Anscheinend ohne Bedenken schritt der Arbeiter zwischen den beiden Polizeifergeanten dem entgegengekehrten Ende der Mauer zu. Hier befand sich der Schuhmann Weyrauch, welcher den Architekten von Ansehen kannte.

„Weyrauch, sehen Sie sich einmal den Mann da an,“ rief einer der Transporteure. „Ist das vielleicht Herr Hobalt?“

Der Schuhmann trat dicht an den Arrestanten heran. In diesem Augenblick ließ der angebliche Arbeiter den Koffer zu Boden fallen und begann aus Leibeskräften davon zu laufen. Die drei Männer wie der Blick hinter ihm drein. Schon nach wenig hundert Schritten hatten sie den Flüchtigen gestellt, er war, zwischen engen Gartenwegen hinjagend, auf einen von hohen Staketen umschlossenen Fußpfad geraten, der plötzlich durch eine Mauer einen jähen Abschluß fand. Hier stand der Mann, die Unmöglichkeit der Fortsetzung seiner Flucht erkennend, das Antlitz voll gegen seine Verfolger gewandt, einen Revolver in der Hand.

„Er ist bewaffnet, nehmt, euch in acht!“ rief der Polizist, der ihm am nächsten war.

Einen Augenblick, einen einzigen, wichen die Beamten zurück, um ihren Angriff mit der durch die neue Sachlage gebotenen Vorsicht ins Werk zu setzen — da krachte auch schon ein Schuß, und der Flüchtling stürzte zu Boden.

„Er hat sich erschossen!“ schrie Weyrauch, sich erregt über den Körper niederbeugend. „Es ist Hobalt, Kollegen — ich kenne ihn genau — es ist der, den wir suchen, aber wir werden nur noch eine Leiche zu transportieren haben!“

„So ist er tot — völlig tot?“

Weyrauch ergriff die Hand des Selbstmörders und fühlte nach dem Puls.

„Der Puls schlägt noch, wenn auch schwach — der Schuß ist seitwärts in den Kopf gedrungen — rasch eine Bahre und einen Arzt, vielleicht ist er noch zu retten!“

Auf Anordnung des herbeigerufenen Arztes, welcher erklärte, daß Hobalt einen längeren Transport nicht aushalten würde, brachte man den Architekten in sein prachtvolles Haus zurück und legte ihn auf seinem gewöhnlichen Lager nieder. Der Schwerverwundete war noch bewußtlos; der Arzt gab seiner Meinung dahin Ausdruck, daß er wohl noch einige Tage — vielleicht auch bloß Stunden — leben würde, daß aber die Möglichkeit einer Wiederherstellung unter allen Umständen ausgeschlossen sei.

Staatsanwalt Schubert, auf die telephonische Mitteilung Weyrauchs sofort in einem Wagen herbeieilend, erkundigte sich, ob der Kranke wieder vernehmungsfähig werden würde.

„Ich glaube es; sobald er wieder zu sich kommt, wird er im Stande sein, Ihre Fragen zu beantworten. Doch zögern Sie nicht mit seiner Vernehmung.“

Staatsanwalt Schubert nahm infolgedessen mit seinem Begleiter, dem Gerichtsschreiber Müllwanger, seinen Platz dicht am Bett des Verwundeten und lauschte ängstlich wie ein liebender Freund auf jeden seiner Atemzüge, auf jedes Röcheln aus seinem Munde. Er unterstützte den zu Häupten des Bettes stehenden Arzt in der Pflege des Ohnmächtigen, half ihm den Kopf heben und die Rippen zurechtrücken.

Hobalt bot einen furchtbaren Anblick. Die Wunde hatte zwar nur wenig geblutet, trotzdem lag er da mit entstellten Zügen und fahlem, wachsblichem Gesicht, ein Bild des Todes und Verfalls. Je mehr das Leben und Bewußtsein in seinen Körper zurückkehrte, je mehr schien er physisch und psychisch zu leiden; tiefe Seufzer rangen sich aus seinem Munde, und die kalte Hand versuchte krampfhaft nach der Gegend des Herzens zu gelangen. Schwer und röchelnd kam der Atem aus seiner Brust.

Plötzlich gewahrte der Staatsanwalt, wie der Kranke die Augen öffnete und ihn starr und entsetzt ansah. In seinem Blick lag der Ausdruck der vollen Erkenntnis seiner Lage und alles Geschehenen.

„Herr Hobalt,“ redete Schubert ihn unverzüglich an, „Sie wissen, wer ich bin?“

„Ja,“ hauchte der Architekt schwach.

„Sie stehen an der Pforte des Todes, Herr Hobalt — das große Geheimnis unsers Daseins wird Ihnen bald erschlossen sein — wollen Sie mir unumwunden und aufrichtig meine Fragen beantworten? Sie haben die irdische Strafe nicht mehr zu fürchten, führen Sie Ihre That durch ein aufrichtiges Bekenntnis, da Gott Ihnen Zeit giebt zur Reue. Ihr Versuch der Selbstentlebung enthält an sich schon das Geständnis Ihrer Schuld — entlasten Sie durch Ihre Aussage einen Unschuldigen, mit dessen Leben und Ehre Sie ein frevelhaftes Spiel getrieben. Wollen Sie?“

Der Verwundete machte mit dem Kopf eine bejahende Bewegung.

„Sind Sie der Mörder Ihrer armen Schwester oder ist es der sogenannte Kapitän Morelly?“

Tiefe Glut, wie nur die schrecklichste Scham sie in solchem Zustande der Erschlaffung noch hervorzubringen vermag, überzog für einen Augenblick Wangen und Stirn des Sterbenden.

„Ich bin es!“ murmelte er mit schmerz-erfüllter, gebrochener Stimme.

Der Staatsanwalt trat entsetzt einen Schritt zurück.

„Also doch,“ sprach er tonlos vor sich hin.

„Und wie schwer hat sich meine sonst so mißtrauische Juristennatur gegen diese Ueberzeugung gestäubt! Sind Sie im Stande,“ fuhr er fort, sich über den Verwundeten beugend, „uns im Zusammenhang eine Darstellung der furchtbaren Katastrophe und aller damit zusammenhängenden Ereignisse zu geben?“

„Ich will es — versuchen — es wird meine Seele — erleichtern,“ lispelte der Kranke.

Der Arzt, nachdem er ihm einige Tropfen eines stärkenden Elixirs eingebläst, richtete ihm den Kopf in die Höhe, und er begann zu erzählen, aber seine Kräfte waren zu erschöpft, nur abgerissene und undeutliche Worte kamen aus seinem Munde.

„Ich — ich konnte nicht anders — meine Vermögensverhältnisse waren zerrüttet — schimpflicher Bankerott — meine Schwester verweigerte mir ihre Hilfe — Morelly wollte den Mord nicht begehen — ich mußte selbst — o Gott — o, was habe ich gelitten!“

Seine weitere Rede erstarrte in einem undeutlichen, unartikulierten Gemurmel, sein Kopf sank zurück, er starrte den Staatsanwalt mit einem verwirrten, schmerz-erfüllten Ausdruck an. Gierig hatte dieser, das Ohr dicht an des Sterbenden Mund, seinem Bekenntnis gelauscht; enttäuscht richtete er sich empor.

Die Hauptsache wissen wir zwar, aber von der vollständigen Aufklärung des rätselhaften Falls sind wir noch weit entfernt. Herr Hobalt,“ drang er in den Verwundeten, indem er seine Hand ersaßte, „sind Sie nicht im Stande, mehr zu sagen?“

Hobalt bewegte angestrengt die Lippen.

„Was sagen Sie?“

Wieder beugte Schubert sich zu dem Kranken nieder. „Niederschrift — in Brusttasche — steht alles darin,“ hauchte Hobalt mit äußerster Willensanstrengung, worauf er aufs neue das Bewußtsein verlor.

„Was meint er wohl?“ fragte der Arzt.

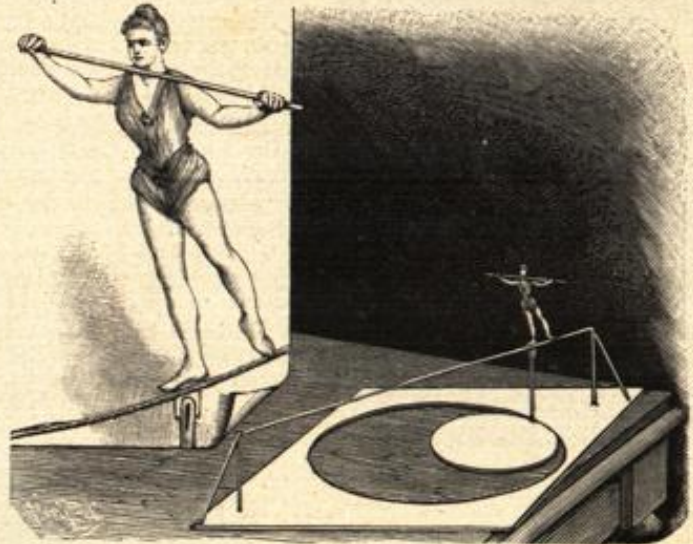
„Er spricht von einer Niederschrift — er muß etwas in seiner Brusttasche bergen, was für uns von Wichtigkeit ist; lassen Sie uns einmal nachsehen.“

Der Staatsanwalt griff in die Brusttasche des Sterbenden, welcher er eine Zeitung und eine Brief-tafel entnahm. Die Zeitung legte er beiseite, es war dieselbe, welche die Nachricht von Morellys Verhaftung enthielt. Hastig vertiefte er sich in den Inhalt der Briefftasche; sie enthielt Notizen, Karten und bedeutungslose Brieffragmente; als er jedoch die inneren Fächer nachsah, fiel ihm ein verschlossener Brief in die Hand, dessen Aufschrift „Nach meinem Tode der Staats-anwaltsschaft in Dresden zu übergeben“ die Bestimmung und Besonderheit des Schreibens klar verriet.

(Schluß folgt.)

Amüsante Wissenschaft.

Die Seiltänzerin. Die Geometrie lehrt, daß, wenn man einen Kreis in einem andern, dessen Durchmesser noch einmal so groß ist wie der des ersten, sich in der Runde bewegen läßt, jeder beliebige Punkt der Peripherie des kleinen Kreises während dieser Bewegung eine gerade Linie beschreibt, die dem Durchmesser des großen Kreises entspricht. Dieses eigentümliche Verhalten hat man in der Mechanik zu dem nach dem französischen Mathematiker de Lahire (1640—1718) benannten Frießwerk benutzt, das eine stetige kreisrunde Bewegung in eine hin und her gehende geradlinige verwandelt. Wir wollen nachstehend eine kleine Vorrichtung beschreiben, mit der man das Gleiche erreicht. Aus einem Stück Karton, etwa einem alten Wandkalender, schneidet man einen Kreis von 30 Centimetern Durchmesser und einen weiteren von 15 Centimetern Durchmesser aus. An den Rand des kleinen Kreises, den man als feste Scheibe benutzt, steckt man eine Nähnadel und läßt ihn sich dann, um sich selbst drehend, in dem Ausschnitt des größeren Kreises in der Runde bewegen. Nun wollen wir darthun, daß die Nähnadel eine gerade Linie beschreibt, die nichts



Die Seiltänzerin.

andres als der Durchmesser des großen Kreises ist. Zu diesem Zweck ziehen wir über den Kreischnitt eine Durchmesserlinie und verlängern sie nach beiden Seiten hin etwas auf dem Kartonsrand. Die beiden Endpunkte bezeichnen wir durch zwei eingesteckte Nähnadeln, durch deren Oehr ein Faden gezogen ist. Diesen Faden spannen wir wie ein straffes Seil an und befestigen seine Enden mit etwas Wachs. Auf diese Weise erhalten wir eine horizontale Linie, die sich genau in der Richtung des Durchmessers des größeren Kreises erstreckt. (Durch die Nadel der kleinen Scheibe geht dieser Faden natürlich nicht.) Lassen wir nun die kleine Scheibe sich in dem Kreischnitt in der Runde drehen, so gewahren wir, daß ihr Kopsende sich beständig an dem gespannten Faden hält, dem entlang sie sich hin und her bewegt, ohne ihn je zu verlassen. Um der Demonstration einen besondern Reiz zu verleihen, kleben wir mit etwas Wachs an den Nadelkopf den Fuß einer aus einer Visitenkarte ausgeschnittenen Seiltänzerin; wir sehen dann, wie sie auf dem gespannten Seil marschiert, wie sie sich umdreht, um den Rückweg anzutreten, und wie sie bei dem Hin und Her sich beständig auf dem Durchmesser des größeren Kreises hält.

Es wird gesucht.

Es wird gesucht ein junger Gesell,
Der das Herz hat auf der rechten Stell,
Wohlgelaltet und gut zu schauen,
Und dem man gern mag etwas vertrauen,
Der sich nicht fürchtet vor der Welt,
Seinen Freunden die Treue hält,
Der was gelernt hat und weiß und kann,
Sich geschickt stellt und fleißig an,
Gegen Jungfrauen ist bescheiden,
Hochmut und Lüge nicht mag leiden,
Gern anhört eine gute Lehre
Und nicht auf Geld sieht, sondern auf Ehre.

Es wird gesucht ein Jungfräulein,
Von Antlitz lieblich, von Sitten fein,
Das emsig sich wie ein Bienelein regt,
Nicht eitel ist, doch sich zierlich trägt,
Das zu reden weiß und zu schweigen,
Ordnung zu halten in ihrem Eigen,
In Küch' und Keller weiß Bescheid,
Mägden gebietet mit Freundlichkeit,
Das frommen Sinnes und klug dabei,
Ein fröhlich Herz hat, von Falschheit frei,
Sich nicht zieren mag noch verstell'n:
Das ist bestimmt für den jungen Gesell'n,
Sich ihm fürs Leben zu verbinden —
Wolle Gott, daß sie einander finden.

Johannes Trojan.

Als: „Frühling und Liebe.“ Herausgegeben von Richard Grimm, Verlag von A. Voigtländer, Leipzig.

Notquartier.

Novelle
von
O. Kellerhausen.
Illustriert von
Adolf Falk.

In den Räumen der Offiziersmesse zu Kaisersbrunn herrschte ein lustiges Leben und Treiben. Das Offiziercorps des Infanterie-Regiments „Erbprinz“ gab feingroßes Winterballfest.

Was sich in dem Garnisonstädtchen und auf drei Meilen in der Runde zur „Gesellschaft“ rechnen konnte, hatte sich heute eingefunden, um

das große Ereignis jeder Winterfaison mitfeiern zu helfen. Durch den großen, zum Tanzsaal hergerichteten, in vollem Lichterglanz strahlenden Speisesaal wirbelten nach den Klängen der Regimentskapelle die jungen Paare im Tanz, von den zu beiden Seiten sitzenden Ballmüttern mit Argusaugen überwacht, während die älteren Herren in den Nebenräumen ihr Kisl aufgeschlagen hatten und sich bei einem soliden Whist, L'hombre oder gar einem gemeinen Skat und dem nötigen Getränk der väterlichen Ballpflichten in anerkennenswerthem Eifer entledigten.

In den von der älteren Herrenwelt besetzten Räumen ging es infolgedessen im allgemeinen recht still zu, nur aus dem letzten Zimmer, wo sich eine größere Herrngesellschaft um den mit einer gewaltigen Dimensionen aufweisenden Bowle besetzten Tisch versammelt hatte, klang lustiges Stimmengewirr, das alle Augenblicke von Lachsalven unterbrochen wurde.

Und das hatte seinen guten Grund. Denn hier hielt „Onkel Dicksen“ Hof, der wegen seiner ansehnlichen Körperfülle und seines urgemüthlichen Wesens mit diesem Spitznamen belehnte Oberleutnant von Gelling. Dieser blickte gerade über die Schulter der mit dem Mundschinkenamt betrauten Ordonnanz in die bedenklich leere Höhlung der Bowle hinein und meinte dann kopfschüttelnd: „Kinder, ihr müht euch etwas ‚menagerieren‘! Das Gefäß ist schon wieder fast leer. Ihr saugt ja heut wie die Bluteigel. Halt, Ordonnanz, gießen Sie doch nicht die ersten Gläser so voll! Wissen Sie nicht, was die Jungfrau von Orleans sagt: ‚Gleichmässig gießt der Himmel seinen Tau auf alle durstenden Gewächse aus!‘ — Halb voll schenken, mein Sohn, sonst kommst du nicht mehr die Reihe rund, und dann bring frische Füllung.“



„Halt, Ordonnanz, gießen Sie doch nicht die ersten Gläser so voll!“



Hüttenbachs Augen blieben an der Baronesse Schildfeld hängen.

„Sie haben wohl Ihren klassischen Tag heute, Onkel Dicksen?“ fragte einer aus der Tafelrunde.

„Nun ja,“ meinte der Dide, „böse Beispiele verderben gute Sitten. Der kleine Brandt hat mich angesteckt. Denkt euch“ — er blinzelte listig nach dem jüngeren der soeben eintretenden beiden Offiziere hin — „dieser Schwerenöter von Brandt hat die ganzen Klassiker auswendig gelernt, um den jungen Mädeln damit zu imponieren.“

„Was hab' ich?“ fragte der Genedte, lachend näher-tretend.

„Den Citatterich haben Sie,“ ulkte Gelling, „oder wollen Sie etwa bestreiten, daß Sie vorhin der Baronesse Schildfeld 'ne klassische Vorlesung gehalten haben?“

Brandt wurde etwas verlegen.

„Erzählen, Gelling!“ riefen die übrigen. „raus mit der Sprache, Onkel Dicksen! Vormimen!“

Der Oberleutnant ließ sich nicht lange bitten. „Also, ich war bei dem Kontre hinter der großen Blatt-pflanzengruppe im Saal in Deckung gegangen, um aus der Schutzlinie der Statuäthen zu kommen, die für ihre beiden Putchen Tanzbären suchte. Und wie ich da so das im Verborgenen blühende Veilchen markierte, kommt Brandt mit seiner Baronesse an und geht vor meinem Palmenhain vor Anker. Ihr wißt, ich bin nicht neugierig, aber das kann mir keiner verdenken, wenn ich darauf brannte, zu erfahren, was unser guter Brandt mit diesem Wetterher von Mädel anfangen würde. Nun, das muß ich sagen, er hat sich schneidig aus der Affaire gezogen. Hochachtungsschluß, Brandt!“

„Prost, Onkel Dicksen; aber mach's kurz, Genker!“

„Ja, ja, Ehre, dem Ehre gebührt. Wetter, Pferde, Toiletten — ich habe selten einen so geistvollen Dialog über diese Themata gehört. Nur mit den Klassikern sind Sie 'reingefallen; aber das kommt davon, wenn man schwärmerisch wird.“

„Ich? Schwärmerisch? Nanu?“

„Jawohl! Wollen Sie etwa leugnen, daß Sie der kleinen Schildfeld mit schmerz-

lichem Seufzen erklärt haben, Sie kämen sich heute vor wie Marquis Posa, als er gesagt hätte: ‚Die schönen Tage von Aranjuez sind bald zu Ende?‘

Der junge Offizier drehte ärgerlich lachend seinen Schnurrbart. „Sie sind ein unverbesserlicher Spötter, Gelling.“

„Ich? Keine Spur! Ich bin harmlos wie 'n neugeborenes Infant terrible. Die Spötterin war Ihre angebetete Baronesse. Das Gesicht hätten Sie sehen sollen, meine Herren, was das Mädel machte: Aber, Herr von Brandt, das sagt doch nicht Marquis Posa; das sagt ja Sancho Panza in Dantes ‚Komödie der Irrungen‘!“

Ein brausendes Gelächter erscholl.

„Nun schneiden Sie aber nicht zu stark auf, Dider,“ meinte Brandt.

„Aufschneiden? Bewahre! Auf Taille, meine Herren“ — und er legte betuernd die Hände auf

die stattliche Fülle seines mittleren Körperteils — „es ist wahr. Aber nichts für ungut, Brandt, kommen Sie her und spülen Sie den Aerger mit einem Glas Bowle herunter.“

„Danke, habe mir eben eine Selters bestellt.“

„Um Gottes willen, trinken Sie das Zeug nicht! Wissen Sie nicht, was Falstaff sagt: ‚Das Wasser schwellt den Menschen auf?‘“

„Sie haben wohl viel Wasser in Ihrem Leben getrunken, Onkel Dicksen?“ fragte der mit Brandt eingetretene Regimentsadjutant, eine große, schlanke Erscheinung mit ernsten, geistvollen Zügen.

Wieder lachte alles, diesmal aber auf Kosten des Diden.

„Machen Sie keine faulen Witze, Hüttenbach,“ meinte der ein wenig kleinlaut. „Sie wissen ja, mit Ihnen laß' ich mich nicht in Wortgefechte ein.“

Er trank nachdenklich sein Glas aus.

„Kinder,“ sagte er dann, „es thut mir in der Seele weh, wenn ich sehe, wie ihr alle die Baronesse umschwärmt. Nun ja, sie ist ein Bild von Mädel, aber eine kleine Satanella, die euch alle an der Nase herumführt. So, wie mit unserm guten Brandt, macht sie's mit euch allen. Und keiner wagt's, ihr mit gleicher Münze heimzuzahlen. Nehmt den guten Rat von eurem alten Onkel an, der's gut mit euch meint: laßt sie laufen!“

„Werden Sie nur nicht elegisch, Gelling, das klingt ja wie der reine Unkenruf.“

„Ei was, hat sich was mit Unken. Ich sag's euch nochmal, die Schildfeld zieht euch auf. Sie denkt gar

nicht dran, einen vom Fußvolk zu nehmen; die will höher hinaus.“

„Unfenn, Onkel Dicksen!“

„Wenn ich aber doch Beweise hab'! Seht, die alte Excellenz von Gelling, meine Tante, hat mir's erzählt. In einem Damentränzchen haben die jungen Mädel kürzlich die Baronesse mit einem ihrer Verehrer von unserm Regiment geneckt. Da hatte sie denn laut gelacht und gemeint: ‚Ihr seid verrückt, Mädel!“

Eine schneidige Reiterin wie ich, sollte einen Infanteristen nehmen, und wenn er auch ein „Erbprinzler“ wäre! Ne, uns von der Kavallerie passiert so etwas nie. Denkt euch bloß mal, wenn ich hoch zu Ross dahinsiege, und mein Zukünftiger pudelt zu Fuß oder strampelt vielleicht gar auf dem Zweirad nebenher. Ein köstliches Bild!“

Ja, das hat sie gesagt. Und was sagt ihr nun?“

„Donnerwetter, das ist allerdings stark!“ meinte

Leutnant Brandt.

Hüttenbach runzelte die Stirn.

„Ja, ja, Hüttenbach,“ fuhr Gelling fort, „das ärgert Sie. Aber Sie, Kamerad, sind der einzige, der uns rächen kann. Sie können's sowohl im Wortgefecht mit ihr aufnehmen wie im Reiten.“

Der Adjutant erhob sich: „Ich bedaure, mich auf diesen Wettkampf nicht einlassen zu können. Und, wenn ich Sie bitten darf, Dider, ziehen Sie keine Parallelen zwischen den Fähigkeiten der jungen Dame und den meinen.“

Gelling wollte noch etwas entgegnen, aber die gerade wieder einsetzende Musik unterbrach ihn, und die größere Zahl der Teilnehmer an der Aneipgesellschaft stürzte in den Saal zurück.

Auch Hüttenbach war langsam durch die Vorzimmer wieder nach dem Ballsaal zurückgeschlendert. Er war für den Rest des Abends von Tanzpflichten frei und stand nun am Eingang des von lustigem Treiben erfüllten Raumes in ernstem Sinnen da. Seine Augen blieben an der Baronesse Schildfeld hängen, die soeben im Arm eines Kavallerie-Offiziers aus der Nachbargarnison an ihm vorüberflog.



Er erhob mit scherzender Warnung den Finger.

War sie wirklich so oberflächlich, wie Gelling meinte? Zweifelsohne. Er selbst, der sich früher durch ihre Schönheit und ihren Geist hatte bezaubern lassen, mußte sich gestehen, daß ihre Oberflächlichkeit, ihr leichtfertiges Wesen ihn abgestoßen habe. Aber konnte sie anders sein? Mußte sie nicht das werden, was sie geworden war bei ihren gesellschaftlichen Erfolgen? Die jungen Damen schwärmten für sie, die jungen



Plötzlich stürmte eine größere Schar von Offizieren in den Wintergarten.

schah, von dem einige Meilen entfernten väterlichen Gute nach Kaisersbrunn kam, war der ganze heiratsfähige Teil der Gesellschaft bis hinab zum Fähnrich in gelinder Ekstase.

Während der Adjutant sich noch in seinen Gedanken mit der Baronesse beschäftigte, fühlte er plötzlich, wie sein Arm leicht mit einem Fächer berührt wurde.

„Nun, Herr von Hüttenbach, so in Gedanken?“ Die lustigen Augen der kleinen Schildfeld blühten ihn an. „Darf man nicht erfahren, was sich hinter diesem großen Schweigen verbirgt?“

„Raten Sie einmal, Baronesse, die Lösung dieses Rätsels wäre Ihres Scharfsinns würdig.“

Sie lachte. „Ich bin arrogant genug, zuerst auf meine eigne Person zu raten.“

„Bravo, recht geraten! Ja, meine Gedanken beschäftigten sich mit Ihnen.“

„In der That? O, diese Ehre! In den Gedanken eines angehenden Molke ein Plätzchen einzunehmen, ist zu schmeichelhaft für eine einfache Landpomeranze, wie ich es bin.“

„Woher wissen Sie, daß meine Gedanken etwas Schmeichelhaftes für Sie enthielten?“

Die junge Dame lachte leicht auf. „Nun, Herr Leutnant, Gedanken sind zwar zollfrei, aber von einem Kavaliere darf man doch voraussetzen, daß er auch in Gedanken dem zarten Geschlecht den Tribut ritterlicher Verehrung zollt.“

„Und wenn gerade meine Verehrung des zarten Geschlechts meinen Gedanken eine für einzelne Vertreterinnen desselben nicht schmeichelhafte Richtung gab?“ Ihrer beider Augen ruhten einen Moment forschend ineinander.

„Sie sind nicht gerade höflich heute abend, Herr von Hüttenbach.“

„Wenn höflich sein heißt: die Wahrheit verschweigen, dann — bin ich's nicht.“

„Ah, Sie wollen zanken mit mir?“ Die Baronesse spielte einen Augenblick nervös mit ihrem Fächer, dann ließ sie ihn plötzlich fallen. „Nun gut, ich bin bereit, den Kampf aufzunehmen. Thun Sie also dem Drang Ihrer Wahrheitsliebe keinen Zwang an. Bitte, reichen Sie mir Ihren Arm.“

Er gehorchte, und sie schritten langsam durch das Gewoge des Ballsaals in das Vorzimmer, das durch reiche Blattpflanzengruppen zu einem Wintergarten umgestaltet war. Hüttenbach verhielt sich schweigend, als erwartete er von Seiten der Baronesse die Eröffnung des Gespräches. Diese sah einen Augenblick sinnend vor sich hin, dann wandte sie ihm plötzlich voll ihr Gesicht zu und fragte, ihn fest anblickend: „Warum gehen Sie mir schon seit längerer Zeit aus dem

Wege? Früher einer meiner treuesten Ritter, sind Sie jetzt ein seltener Gast in meinem Gefolge. Auf den Schnitzeljagden dieses Herbstes habe ich vergeblich nach Ihnen ausgeschaut, und auch heute entbehrt meine Tanzkarte Ihres Namenszuges.“

„Sie sind zu gütig, meine Gnädigste, daß Sie meine bescheidene Person solcher Beachtung würdigen. Würde ich geahnt haben, daß Sie meinen Namen auf Ihrer Tanzkarte entbehrten, ich hätte dem Teufel selbst den bescheidensten Walzer streitig gemacht. Und die Schnitzeljagd würde ich trotz meiner armseligen Infanteristenreiterei mitgemacht haben, wenn ich auch auf dem Fahrrad hätte nebenher strampeln sollen.“

„Ah,“ machte die junge Dame, „ich fange an zu begreifen: die Kaisersbrunner Gänse haben geschnattert. Und das mit Erfolg; sie haben das Hüttenbachsche Kapitäl gerettet.“

Er that, als überhöre er die letzte spöttische Bemerkung.

„Vor den schnatternden Gänse, den vom Dache pfeifenden Spähen, den heulenden Wölfen und andern bösen Geiern sollte man sich hüten.“

„Ach, wie ängstlich Sie sind! Ich bin nicht so bange. Lassen Sie den guten Tieren ihr Plästerchen! Mögen sie über mich reden, so viel sie wollen.“

„Baronesse, wissen Sie, daß die beste Frau diejenige ist, von der am wenigsten gesprochen wird?“

„Ja, ja, wer sagt das doch gleich? Da muß ich wahrhaftig den klassischen Brandt fragen. Aber, o



Bei Gellingen und dem Affessor hatte die Bowle bereits ihre Wirkung gethan.

Himmel, eine wie schlechte Frau müßte ich sein, wenn jener Spruch wahr und . . . ich nicht noch ein Fräulein wäre.“ Sie lachte hell auf. „Nein, mein bester Herr von Hüttenbach, mit diesen Schreckmitteln lehnen Sie mich das Gruseln nicht.“

„Sie belieben zu spotten, Baronesse, wo es mir sehr ernst ist. Wähten Sie, wie schmerzhaft es mich berührt, wenn die Triumphe Ihres Geistes und Ihres schlagfertigen Mündchens mit den nötigen Kommentaren am Kneiptisch durchgehelt werden, Sie würden nicht so spotten. Aber freilich, der Spott ist eine bessere Verteidigungswaffe als der Ernst.“

Sie sah ihn groß an.

„O, ich kann auch ernst sein. Aber wozu sich das Leben schwer machen? Ich bin nun einmal nicht für Chamisso'sches Frauen-Lieben und -Leben geschaffen; ich kann mich nicht für die niedere Magd halten und ihn für den hohen Stern der Herrlichkeit. Nehmen wir einmal den kleinen Brandt oder besser noch den dicken Gellingen.“ Die Baronesse lachte laut auf bei dem Gedanken. „Onkel Dicken als Stern der Herrlichkeit — ist das Bild nicht köstlich?“ Hüttenbach mußte unwillkürlich lächeln.

„Ich gebe zu,“ meinte er, „daß gerade der gute Gellingen eine geeignete Illustration für den Chamisso'schen Gefühlsüberschwang abgeben würde. Aber er ist ein braver Kerl, ein tüchtiger Soldat, ein treuer Kamerad, ebenso Brandt und alle die andern. Keiner von ihnen würde einen Augenblick zögern, wenn es gälte, für Fürst, Vaterland oder Ehre das Leben einzusetzen. Halten Sie diese Mannestugenden für

minderwertig gegenüber den gesellschaftlichen Talenten irgend eines geistreichen Cauteurs?“

„Durchaus nicht. Aber sagen Sie mir eines: warum soll der Mann seine Mannestugenden nur dem Fürsten und dem Vaterland gegenüber oder für seine Ehre zu betätigen die Pflicht haben? Hat nicht auch die Frau Anspruch auf solche Tugenden? Ich bin gewiß diejenige, welche einen geistreichen Schwächer als das Ideal des Männlichen betrachtet. Aber die Herren unserer heutigen Gesellschaft können mir auch nicht dafür gelten. Liebenswürdig, was wir wenigstens so nennen, sind sie alle, auch gute Gesellschaftler, unser leiser Wunsch ist ihnen Befehl, solange sie nicht unfre Gatten sind; aber eins sind diese Herren nicht . . . Männer, Männer im edelsten Sinn des Wortes.“

„Sie sind hart in Ihrem Urteil, Baronesse, doch ich kann das begreiflich finden.“

Wenn die Schönheit ihre leichten Siege erringt, so dürfen sich die Besiegten nicht beklagen, wenn auch über sie das Wort des Brennus ergeht: Vae victis! Aber ich geträufte mich in Geduld des Augenblicks, wo auch an Ihr Herz der große Zauberer klopfte, wo der Rechte kommt, der im Handumdrehen alle Prinzipien und nüchternen Erwägungen des Verstandes auf den Kopf stellt. Ja, Baronesse, lassen Sie nur den Rechten erst kommen . . .“

Er erhob mit scherzender Warnung den Finger; aber sie warf übermütig das Köpfchen in den Nacken.

„Pah,“ rief sie lachend, „gehen Sie mit der abgedroschenen Redensart, die noch dazu verlogen ist. Derjenige, den die Bonbonmacher des Volterabends in schwungvollen Versen als den Rechten besingen, ist meistens, bei Licht besehen, nur der erste Beste, den man nimmt aus Furcht, es könnte kein zweiter kommen. Die Fälle, in denen wirklich einmal der Rechte kommt, sind Ausnahmen, und ich möchte darauf wetten, daß er bei mir überhaupt nicht kommen wird.“

„Und ich halte die Wette, Baronesse, sogar mit der Beschränkung, daß Sie sich binnen zwei Jahren als Verliererin bekennen.“

„Wagen Sie nicht zu viel, Herr von Hüttenbach! Sie kennen meinen Eigensinn nicht.“

Er schüttelte lächelnd den Kopf. „Und Sie kennen die Allmacht wahrer Liebe nicht, Baronesse. Sie haben vorhin meine abgedroschene Redensart getadelt. Ich will deshalb nicht sagen, daß die Liebe kommt wie der Dieb in der Nacht. Lassen Sie mich ein neues Bild gebrauchen, ein militärisches: Gott Amor kommt, wie der Quartiermacher in Feindesland, plötzlich, überraschend in Nacht und Sturm und nimmt Besitz von allen Kammern und Winkeln des Herzens, mag auch die Besitzerin sich wehren und sträuben, soviel sie will. Er hat die Nacht, er bleibt der Sieger.“

„Das wäre also gewissermaßen Notquartier?“

„Gewissermaßen ja, meine Gnädigste.“

„Der Vergleich ist nicht übel, Herr Leutnant. Und es mag ja auch ein offener, unbewachter Platz leicht zu überrumpeln sein; aber eine wohlbewehrte Festung fällt nicht so leicht. Pfeil und Bogen sind heutzutage schlechte Angriffswaffen.“

„Und doch ist noch kein Doweppanzer erfunden, der seine Trägerin gegen sie gefeit macht. Ich vertraue, daß auch Sie dies Problem nicht lösen werden. Wie denken Sie deshalb über den Vorschlag der Wette?“

„Sie wäre in der von Ihnen vorgeschlagenen Form wirklich zu aussichtslos für Sie, Herr von Hüttenbach. Fassen wir sie anders: Zeigen Sie mir binnen Jahresfrist in unserer Gesellschaft einen Mann, einen wirklichen, echten, edlen Mann, und ich will mich für besiegt erklären.“

„Angenommen, Baronesse! Und was soll der Einsatz sein?“

„Den mögen Sie bestimmen.“

Hüttenbach umfaßte die schlante Gestalt der Sprecherin, die in ihrer ganzen sieghaften Schönheit, auf den rosigen Lippen ein leise spöttisches Lächeln, vor ihm stand, mit einem heißen Blick.



Er trat in den Schatten des Thorwegs zurück.



Er überreichte der Baronesse mit tiefer Verehrung ein schlichtes Beilchenbouquet.

„Nun gut,“ sagte er dann leise, „ich werde den Preis von Ihren Lippen fordern.“

Sie richtete sich in gekränktem Stolz empor.

„Sie belieben zu scherzen, Herr von Hüttenbach?“

„Ah,“ fragte er dagegen, „regt sich schon jetzt die Furcht in Ihnen, daß Sie verlieren könnten?“

Der etwas spöttische Ton der Frage, noch mehr aber die ganze überlegene, dem ihr sonst von der gesamten Herrenwelt entgegengebrachten Benehmen schnurstracks zuwiderlaufende Art und Weise des Adjutanten ärgerte sie, und sie stand gerade im Begriff, ihrem Born in einer scharfen Antwort Luft zu machen, als plötzlich eine größere Schar von Offizieren in den Wintergarten hereinstürmt kam.

„Also hier steckt er, der Egoist,“ rief Leutnant von Brandt, während er und seine Begleiter die Baronesse Schildfeld und Hüttenbach umringten, „wissen Sie nicht, Kamerad, daß Sie ein Verbrechen an der gesamten Kulturmenschenheit begehen, wenn Sie die Königin unsrer Gesellschaft noch länger in diesem Exil zurückhalten?“

„Brandt hat recht,“ riefen einige lachende Stimmen durcheinander. „Kreuziget den Verbrecher, kreuziget ihn! Werft das Scheusal in die Wolfschlucht!“

„Halt!“ rief die Baronesse, die sofort ihre übermütige Laune wiedergefunden hatte. „Bei Strafe meines Jornes, meine Herren, krümme niemand ihm ein Haar! Sie dürfen sich übrigens beruhigen, ich habe Herrn von Hüttenbach eine Aufgabe gestellt, bei deren Bewältigung er den seligen Sisyphos beneiden wird. Ueberlassen Sie ihn seinem Schicksal! Le jeu est fait, Herr Adjutant, rien ne va plus. Bei Philippi sehen wir uns wieder!“

Sie winkte ihm herablassend mit der Hand, während sie an Brandts Arm in den Tanzsaal zurückschritt, und gleich darauf sah Hüttenbach sie in wirbelndem Tanz durch den Saal fliegen.

Er hatte ein unbestimmtes Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst. Weshalb heute das Wortgefecht mit ihr? Was hatte es ihm genutzt oder ihr? Sie würde doch dieselbe bleiben: übermütig, leichtfertig, spöttisch auf ihn und die um ihre Gunst wettkämpfenden Kameraden hinabschauend.

Schade um sie!

Hüttenbach wandte dem Ballsaal den Rücken; er empfand keine Lust mehr, sich in das heitere Treiben zu stürzen. Schließlich hatte doch Onkel Dicksen recht mit seinem „Laßt sie laufen, die Weiber.“

Der dicke Oberleutnant saß noch im selben Zimmer; seine Tafelrunde hatte sich aber verlaufen bis auf einen jungen Affessor, der es in Trunkfestigkeit mit seinem Partner aufnehmen konnte. Hüttenbach setzte sich zu beiden, um noch in Gemütlichkeit eine Flasche Wein auszustecken. Doch bei Gelingen und dem Affessor hatte die Bouteille bereits ihre Wirkung gethan. Die lustigen und witzigen Einfälle des Dicken waren dem hereindämmernenden Stumpfsinn gewichen.

Der Adjutant erhob sich bald wieder und ging in die anstoßenden Zimmer, um endlich an einem von alten Herren besetzten Spieltisch Posto zu fassen. Aber obgleich anscheinend mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gange des Spieles zuschauend, ertappte er sich doch bald darauf, daß seine Gedanken fortwährend wieder zu der Baronesse schweiften. Und dann zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in den Ballsaal zurück.

Hier hatte inzwischen der Cotillon begonnen. In großem Kreise saßen die Paare an den Seiten des Saales, und die ohnehin schon gehobene festesfröhliche Stimmung war infolge der Ueberraschungen, die der Cotillon mit sich brachte, auf ihren Höhepunkt gestiegen. Wie immer, war natürlich auch jetzt — Hüttenbach stellte das mit wenig Genugthuung fest — die Baronesse Schildfeld der Mittelpunkt der Huldigungen von seiten der Herrenwelt. Die Blumenfülle, mit welcher ihre Anbeter sie überhäuften, erregte den Neid der übrigen Damen, und noch immerfort mehrte sie sich.

Das scharfe Auge der Baronesse hatte bald Hüttenbach entdeckt, und wenn sich einer der Herren nahte, um ihr seine Huldigung darzubringen, flog ein halb spöttischer, halb triumphierender Blick zu dem Adjutanten herüber.

Ein leichter Aerger überkam diesen. Mit schnellem Entschluß trat er zu der die duftenden Sträuße tragenden Pyramide und wählte ein schlichtes Veilchenbouquet, das er der Baronesse mit tiefer Verbeugung überreichte.

„Ah, welche Ueberraschung, Herr von Hüttenbach.“

Sie lächelte verbindlich und sagte leiser hinzu: „Herzlichen Dank für die schönen Blumen und — die gute Lehre.“

„Ich verstehe nicht,“ sagte Hüttenbach, merkte aber doch, daß ihm wie einem ertappten Schuljungen das Blut in die Schläfen flog.

„O nicht doch,“ wehrte die Baronesse ab. „Sie verstehen mich ebensogut, wie ich Sie verstanden habe. Bitte, seien Sie wenigstens ehrlich. Oder wollen Sie bestreiten, daß etwas Absicht in der Wahl der Blumen lag, der Blumen der Bescheidenheit?“

„Nun, und wenn etwas Absicht darin lag?“

„So hat man die Absicht gemerkt, wird aber doch nicht verstimmt.“ Die Baronesse sah spöttisch zu Hüttenbach auf, während sie in seinem Arm leicht wie eine Elfe durch den Saal flog. „Geben Sie sich keine Mühe, Herr Leutnant, ich habe kein Talent zur Rolle jenes Veilchens, das auf der Wiese stand, in sich gebüdt und unerkannt.“

„Es war ein herzig Veilchen, Baronesse.“

„Und wurde doch zertreten — trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Bescheidenheit. Nein, Herr von Hüttenbach, Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr.“

Die beendigte Tour machte auch dem Gespräch ein Ende. Der Adjutant, der sich nicht in der Stimmung fühlte, noch länger dem lustigen Treiben zuzusehen, fand Gelegenheit, sich ohne Aufsehen aus den Ballräumen zu entfernen. Er empfand ein Gefühl der Erlösung, als er durch die kalte, klare Wintermondnacht dahinschritt und die frische Luft mit tiefen Zügen einsaugen konnte.

Ah, wie das wohl that! Nach dem Lärm des Ballsaals, nach den schmetternden Tönen der Musik, die nach und nach in der Ferne erstarben, diese besänftigende Stille! Hüttenbach gewann es nicht über sich, sofort seine Wohnung aufzusuchen. Langsam schlenderte er durch die menschenleeren Straßen des kleinen Städtchens und ließ die Ereignisse des heutigen Abends noch einmal an sich vorüberziehen.

Woher diese seine Verstimmung? Was ging ihn die Schildfeld an? Oder liebte er sie? Er hatte sich die Frage noch nie vorgelegt, und auch heute glaubte er sie mit gutem Gewissen verneinen zu können. Aber das konnte ihn nicht abhalten, ihre Schönheit, ihren Geist ihre frische Natürlichkeit zu bewundern. Wenn nur nicht diese Vorzüge mit ebenso vielen ihn abstoßenden Eigenschaften verbunden gewesen wären. Ihre Mutter war, wie Hüttenbach wußte, früh gestorben; vielleicht hatte der Vater, dem die kurze Ehe keinen Stammhalter seines Geschlechts beschieden hatte, es nicht verstanden, ihre weiblichen Instinkte zu wecken, vielleicht hatte gerade seine Erziehung ihre knabenhafte Wildheit, ihren Uebermut wachsen lassen; vielleicht auch...

Hüttenbachs Gedankengang wurde durch laute, lustige Stimmen unterbrochen, unter denen er bald die der Baronesse unterschied. Er trat in den Schatten eines Thorwegs zurück und ließ die vom Ball Heimkehrenden vorüber.

„Aber Gnädigste waren zu grausam,“ hörte er die Stimme Brandts aus dem Haufen heraus. „Der arme Kerl von Hüttenbach.“

„Ach ja, pauvre garçon,“ spottete ihre Stimme.

„Darf man denn nicht erfahren, welcher Art die schwierige Aufgabe ist, die Sie dem Ärmsten gestellt haben?“ fragte ein zweiter Begleiter.

„Ich will's Ihnen verraten, meine Herren. Ich habe meinen Handschuh geschleudert zwischen die Löwen der Saison, mitten hinein. Und Herr von Hüttenbach hat die Rolle eines Delorges übernommen. Ob er sie mit demselben Glück durchführen wird wie sein ritterlicher Vorgänger...“

Die weiteren Worte blieben bei dem pflichtschuldigen Lachen, mit dem die Begleiter die Worte der Baronesse aufnahmen, und der wachsenden Entfernung für Hüttenbach unverständlich. Aber es verlangte ihn auch nicht mehr zu hören. Sie hatte selbst die Rollen zugeteilt, ihm die des Ritters Delorges, sich die einer Kunigunde. Wie dieser beiden, so mochten sich auch ihre Lebenswege trennen.

Langsam schritt Hüttenbach seiner Wohnung zu.

(Schluß folgt.)

Neujahrsmorgen.

(Bild S. 239.)

Wie heimlich erweise
Ein Englein leise
Mit rosigem Lächeln
Die Erde betritt,
So nahte der Morgen,
Jaudzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen,
Ein heilig Willkommen!
Herz, jaudze du mit!

In Ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezeiten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, du rate!
Du lenke und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

Edvard Mücke.

Muß ich mir einen Frack kaufen?

Plauderei

von

Peter Mosegger.

Es wird nicht anders gehen,“ sagte mir eines Tages eine alte Freundin. „Sie werden sich doch noch einen Frack kaufen müssen! Die gesellschaftliche Stellung bringt es mit sich, Einladungen zu Festlichkeiten annehmen zu müssen, mit hohen Persönlichkeiten zusammenzukommen — es läßt sich einmal nicht vermeiden, Sie sagen es ja selbst. Da heißt es nun, den Herkömmlichkeiten sich zu fügen. Sie wollen ja nicht auffallen, nichts Besonderes für sich haben, gut. So erregen Sie nicht die Meinung, als beanspruchten Sie für sich eine Ausnahmestellung, ein Vorrecht, wie es nicht einmal Ministern und Fürsten zukommt. Wer in der Gesellschaft leben will, muß sich zur Gesellschaft bekennen.“

Mit schwerem Gesicht sehen Sie mir zu, geehrte Frau,“ entgegnete ich. „Wenn sich's nur um den Frack handelte, es wäre kindisch, seinen Kopf auf ein Gewandstück zu stoßen. Doch sagen Sie — wäre mit Frack, Cylinder und Glacéhandschuhen der Gesellschaft Genüge gethan? Nein. Daß auch die Seele in Frack und Glacéhandschuhen erscheinen muß, ist das schlimmste. Wer eine befrachtete und beclinderte Seele hat, der mag auch seinen Körper danach kleiden, das wird ganz natürlich und redlich sein. Einer Frackseele würde ich es nie verzeihen, wenn sie in Bodenrock und Kniehosen unter die Bauern ginge. Wie thatsächlich unser Salon-tiroler so ziemlich das Abgeschmackteste ist, was die Sucht, sich zu verstellen, gezeitigt hat. Und ebenso läppisch wäre ein Bauer in Frack und Cylinder.“

„Aber,“ wandte die Dame ein, „Sie sind doch kein Bauer. Sie sind Dichter, haben es mit dem Menschen zu thun, wo er sich findet — auch im Salon.“

„Wer Menschen sucht, geht nicht in den Salon, meine verehrte Freundin. Es giebt ja auch im Salon Menschen, gewiß, aber dort verkleiden sie sich, verstellen sich, und man sieht ihnen noch schwerer auf den Grund als sonst. Nein, ich suche keine schablonierten Seelen und lasse die meine nicht uniformieren.“

„Ist nicht ein wenig Selbstverleugnung manchmal gut?“ fragt meine Freundin. „Ist ein zubordommenes Benehmen nicht lebenswürdig? Sind Höflichkeit, Artigkeit nicht schöne Tugenden?“

„Aber selbstverständlich. Das heißt, wenn sie wahr sind, wenn sie nicht über das Gegenteil im Innern hinwegtäuschen wollen. Ich behaupte, daß der wirkliche Mensch, der eigentliche, wahre, kein Salonmensch ist. Man braucht ihn, auch den scheinbar feinsten, nur zu beobachten, wenn die Maske fällt — zu Hause bei sich selber. — Ich sage nicht, daß die Salonkomödie etwas Verächtliches sei; sie ist ein notwendiges Ding, wenn die Leute miteinander auskommen wollen. Wer jedoch auf dieses notwendige Uebel nicht angewiesen ist, der danke Gott und bleibe bei sich selber. Er bleibe in Kreisen, wo man sich nach außen so geben kann, wie man im Innern ist.“

„Aber,“ sprach die Dame, „den Naturmenschen kann man in der Gesellschaft ja gar nicht brauchen. Er muß erst gebändigt werden.“

„Verehrteste, hier handelt es sich bloß um einen Poeten. Und diese Geschöpfe sind gemeinlich ja keine solchen Ungeheuer, daß sie durch Ketten, und wären es auch nur Gittern, gefesselt werden müßten. Diese Herren mögen ihre Wunderlichkeiten haben. Sie mögen sich manchmal lächerlich machen mit ihrem naiven Freimut, mit ihrem schrecklich ernst gemeinten Pathos in Dingen, deren Ernst in jedem Salon, wo flüchtige Schöngesteirerei und faunischer Flirt die Pfeifen blasen, mit Recht verpönt ist. In den Salon gehört nur der Satiriker — der kommt natürlich auch im Frack, ein Zeichen, daß seine Artigkeit zwei Schwänze hat, wie der Frack, und daß sein Herz schwarz ist wie der Frack. — Ich möchte nur eins wissen, gnädige Frau, nämlich, weshalb bei frohen Festlichkeiten nur die Männer schwarz sein dürfen? Warum nicht auch die heiteren Frauen und die lustigen Fräulein? Und wenn schwarz so fein und festlich ist, warum sind nicht im Salon die Fautouils und Kanapees, nicht die Teppiche und die Gardinen schwarz, warum nicht die Tischtücher und Servietten? Warum muß alles Licht und bunt schillern, und nur die Männer erscheinen im Kleide des Hotelkellners und des Leichendienerers? Erklären Sie mir doch diesen Zwiespalt der Natur!“

„Mein Gott!“ sagte die Dame. „Es giebt vieles in der Welt, was man sich nicht erklären kann. Es ist einmal Sitte, und die kann man nicht ändern.“

„Warum nicht? Man ändert sie schon, wenn man sie bloß nicht befolgt.“

„Wer sich darüber hinaussetzt, ist ein Sonderling.“ Nur der erste, verehrte Frau. Der zweite schon nicht mehr. Und sehen sich erst ein paar Duzend der Bemerkbaren über die alte Mode hinaus und treiben



Am Neujahrsmorgen. Zeichnung von S. Tringham.

es anders, so ist die neue Mode gesichert. Nichts leichter als alte Sitten abzubringen. Der Frack soll aus Frankreich gekommen sein, und dort besucht jetzt der Präsident die Salons im geschlossenen Rock. Das braucht nur bekannt zu werden, und wir alle machen es dem Präsidenten nach.

„Wie ich Sie kenne,“ sagte nun die Dame nicht ohne Bosheit, „werden Sie dann den Frack anziehen.“

„Nein. Ich bleibe stets in meinem Berufskleid, in welchem auch der Staatsbeamte, der Priester, der Offizier den Salon betritt.“

„Ihr Berufskleid? Und welches ist das, wenn man fragen darf?“

„Wenn wir, meine Gnädigste, über den Beruf des Dichters klar sind, dann werden wir uns leicht verstehen. Ich meine, der Beruf des Poeten besteht darin, stets den inneren Menschen zu bekennen und Vorbilder des Wahren und Schönen zu geben. Sein Berufskleid sei also dem inneren Menschen angepasst, es sei wahr, es verhülle den Charakter nicht, es sei dem Schönheits-sinn entsprechend.“

Nun lächelte die Dame, und das war mir unheimlich; denn solches ist immer ein Zeichen, daß die Maske zugezogen wird, in der man zappelt. Und sie zog zu.

„Das Adamskostüm,“ sagte sie freundlich, „würde allen Ihren Ansprüchen gerecht werden.“

„Vielleicht!“ verzogte ich rasch, denn jetzt galt es, dreist zu sein. „Die Naturvölker sind schön, gesund und mindestens so keusch als wir. Wohin das Dekorament führt, das sehen wir ja.“

„Wir hätten dann,“ setzte sie gelassen bei, „bloß noch die menschliche Sprache abzubringen, die ja doch nur darum erfunden worden sein soll, die Gedanken zu verbergen.“

„Im Salon gewiß. Sagen Sie dort was Sie denken, und Sie sind unmöglich.“

„Sagen Sie auf der Gasse, was Sie denken, und Sie werden eingesperrt — in den Kerker oder ins Irrenhaus. Sie preisen über alles den Freimut. Haben Sie schon bedacht, daß die letzte Konsequenz des Freimutes die Rastlosigkeit ist? Den unbequemen Nächsten schlägt man tot, das ist Freimut der That. Ja, lieber Freund, die Etikette aufheben heißt die menschliche Kultur aufheben.“

Ich erschrak wirklich.

„Und glauben Sie denn,“ fuhr meine schreckliche Freundin fort, „wenn Sie im groben Schafwollkleide oder in einem Mantel aus Kamelhaar im Salon erscheinen, daß mit solchem Äußeren dann Ihr Inneres übereinstimmt?“

Das war zu viel.

„Madame, Sie sind grausam — trotzdem wir im Salon sitzen. — Der Herzog von Meiningen hat mich eines Tages auf sein Schloß laden lassen. Ich mußte danken, ich hätte keinen Frack.“ Darauf ließ er mir sagen: Den Mann hätte er eingeladen und nicht den Frack. — Das war menschlich. Sie sind es nicht, meine harte Freundin, Sie schreiben mir meine Haut vor. Gut, ich werde mir meinen deutschen Rock zurechtstellen lassen und meinen Willen. Ich werde unter dem hohlen Cylinder einen hohlen Kopf stecken — um endlich einmal salonfähig zu sein.“

So geht's, wenn im Zwiegespräch eins das andre in die äußersten Winkel jagt zu den Paradoxen. Allerhand Geistesreize sagten wir und allerhand Einfältiges. Aber das Wahre sagten wir nicht. Warum fiel es uns nicht ein, zu erinnern, daß die Uniform wie die Radikalität nichts sagend ist? Daß der innere Mensch nur dann im Gewande zum Ausdruck kommt, wenn er sich ganz in seinem Sinn und Geschmack kleiden darf? Und dann wird die Welt aussehen wie manche Stadt am letzten Karnevalstag — voll bunter Narren. Oder wird der seltene Mensch, der schlichte, bescheidene, der in keiner Weise auffallen will, dem es widerstrebt, sein Inneres zur Schau zu tragen, nicht am Ende sich genau so kleiden wie die Menge? Vielleicht. Doch Wohlgefallen wird er nicht empfinden in dieser uniformierten Menge, und am liebsten wird er das Kleid wählen, das ihn unsichtbar macht — die Einsamkeit.

Menschen, die den köstlichen Wert des Daseins darin finden, sich ganz nach ihrer Art persönlich auszuleben, sei es in ihrem Können, in ihren Absonderlichkeiten; Menschen, die ihr Weltgesetz in sich tragen und eine Einheit für sich sind — solche werden im Herdenstalle sich stets unbehaglich fühlen, selbst wenn die Schafe noch so witzig meckern. Nicht, daß sie ungebunden nur eigener Willkür fröhnen wollten, nein, sie geben sich selber weit strengere Gesetze und haben für die wahre Menschengemeinschaft ein weit größeres Herz als die dort in starren Formen Befangenen. Es thut ihnen nur um jede Stunde leid, die sie nicht ganz ungeschminkter Mensch sein dürfen.

Freilich, mit der Einsamkeit ist es auch so eine Sache — in ihr gedeiht kein ganzer Mensch. Aber wer aus ihr durch die Welt wieder zu ihr zurückkehrt, der bringt nicht bloß einen ganzen Menschen mit, sondern vielleicht die Menschheit. Er steht aller Menge souverän gegenüber. Er kennt sie, kennt den einzelnen

in ihr und weiß schließlich auch, daß unter manchem Salonrock ein großes, heißes Herz gefangen sitzt, das gern erlöst wäre und nicht weiß, wie es das anfangen soll. — Oft habe ich auch gedacht, wie sonderbar das ist, daß die meisten Leute in Gesellschaft ganz andre sind als allein oder einem gegenüber. Mancher, der vor dir allein offen, treuherzig, wahr und brüderlich steht, ist — wenn du ihn in Gesellschaft siehst — nicht wieder zu erkennen. Da thut er mit, verrät dich, verrät sich und ist der Gesellschaft zuliebe ein Gefinnungslump. Denke nach, Leser, ob du mit Bekannten und Freunden nicht schon dieselbe Erfahrung gemacht hast. Ein steirischer Bauerndichter sagt etwas derb: „Daneer is a Mensch, mehra sein's Deut, viel sein's scha Viecher.“ Im Salon dürfte man's nicht so sagen, dafür ist es zu wahr.

Die Sache der Deutschen ist es ja auch gar nicht, sich in Uniform stecken zu lassen. Der Deutsche ist nicht Herdenmensch, sondern Herrenmensch. Er macht nicht gern gemeinsame Sache mit andern. Er siedelt sich seit jeher nicht in geschlossenen Dörfern an wie andre Völker, sondern in Einzelhöfen mit scharf umgrenztem Eigen. Der Deutsche baut nicht große Städte, und wo in deutschen Landen solche entstehen, spielen fremde Völkerschaften mit. Der Deutsche bildet nicht gern ein großes gemeinsames Reich, sondern gefällt sich — o ja, auch heute noch! — in Kleinstaaten, in denen sich die Sonderheiten der einzelnen Stämme



Dr. Josef Zemp.

besser entwickeln können. Damit hängt nun wohl auch das deutsche Dienstbotenelend zusammen — niemand will dienen, jeder sein eigener Herr sein. Die deutsche Uneinigkeit ist eine nationale Eigenschaft und entspringt dem persönlichen Freiheitsfinn. Schläge in einer Herdennation dem Führer den Kopf ab, und sie ist kopflos. Schläge einem deutschen Herzog den Kopf ab, und es wachsen im Gefolge sofort sieben Köpfe nach. Dieses Volk der starken Persönlichkeiten paßt nirgends weniger hin als in den herdenzüchtenden Salon und trägt kein ungeeigneteres Kleid als den Frack.

Wenn man heute klagt, daß die Zahl der Charaktere schwindet, daß es keine Kinder und keine Männer mehr giebt — so denke man doch an das Bestreben, alles zu uniformieren, alles auf ein gewisses gleiches Durchschnittsmaß zuzustutzen, von der Schulbank aus alles — salonfähig zu machen. Nur ganz wenige Leute giebt es noch, die eine wahre geistige Kultur in der Ausbildung der Persönlichkeit erblicken — von Amts wegen Pädagogen zu werden, haben solche keine Aussicht.

Es gehört meiner Meinung nach gerade zum Sittengesetz: Jeder sollte — ohne verspottet zu werden — innerhalb des Gesetzes sich nach seiner Eigenart ausleben dürfen; keiner soll genötigt sein, die oft so wichtigen und sinnlosen Herdennormen einer Gesellschaftsklasse, in der er leben muß, mitzumachen. Nicht als Marionetten, nur als Menschen wollen wir zusammenkommen. Wer zu Frack und Seidenkabel eine besondere Zuneigung hat, gut, der wird in diese Bekleidung auch hineinpaffen; wem ein bequemer und flotter geschnittenes farbiges Gewand schöner dünkt, der soll die Freiheit, die wir meinen, doch in Gottesnamen ausüben und sich einen Rock anschaffen dürfen, der ihm gefällt — Hauptfrage ist, daß er ihn beim Schneider nicht schuldig bleibt.

Was machst du doch zu diesen Kleinigkeiten für

einen Salat! ruft man mir vielleicht zu. Ich denke, in Kleinigkeiten sich frei zu machen, sei keine schlechte Übung für Leute, die allmählich zur großen sittlichen Freiheit gelangen wollen.

„Jeweilig, meine gnädige Frau, füge ich mich den Salonfitten nur, soweit es mir gefällt. Sollten Sie mich aber richtig einmal in Frack und Cylinder einhertragen sehen, so denken Sie bloß: Der Alte ist bei Humor!“

Dr. Josef Zemp,

Schweizerischer Bundespräsident für 1902.

In der Bundesversammlung vom 17. Dezember 1891 wurde — zum erstenmal seit Bestand der 1848er Verfassung — in Dr. Zemp ein Vertreter der katholisch-konservativen Partei in den Bundesrat gewählt, dessen Präsident er vier Jahre später wurde. Heute steht er zum zweitenmal an der Spitze der obersten administrativen Behörde der Schweiz, welcher er namentlich als Vorstand des Eisenbahndepartements die schätzenswertesten Dienste geleistet hat. Für 1902 übernimmt er nun das Departement des Aeußeren.

Die Wiege des verdienstvollen Mannes stand im Dorfe Entlebuch (Kanton Luzern), wo er am 2. September 1834 geboren wurde und wo er auch nach Vollendung seiner Studien bis zu seiner Wahl in den Bundesrat mit seiner Familie lebte. In München und Heidelberg lag er dem Studium der Jurisprudenz ob und holte sich im Jahre 1859 an letztgenannter Universität die Würde eines Doktors der Rechte. Nachdem er sich behufs vervollständigung in der französischen Sprache einige Zeit in Lausanne aufgehalten, eröffnete er ein Advokaturbureau in Entlebuch, später ein zweites in Luzern. Das Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn schon 1863 in den Großen Rat, dem er bis zu seiner Uebersiedlung nach Bern (1892) angehörte. 1871 ward er Stände- und 1872 Nationalrat. In letzterem sah er, eine einzige Amtsdauer abgerechnet, bis zu seiner Wahl in den Bundesrat. Einmal bekleidete er die Stelle eines Präsidenten des Nationalrates, was vor ihm kein Mitglied der Rechte war. Heute genießt Dr. Zemp nicht bloß das Vertrauen aller Parteien, sondern dasjenige des ganzen Schweizervolkes.

Neue Bücher und Schriften.

Hans Jakob, Heinrich. „Verlassene Wege.“ Tagebuchblätter. Illust. von Kurt Viedrich. Bresch. 4. 420. Stuttgart, Adolf Bong & Co. — Die jung ist er doch geblieben, der alte liebe Vordere, trotzdem er zu „Verlassene Wege“ aufsteht, da er „keine halbe Stunde mehr gehen kann“. Und wie spricht alles zu ihm, was er da antreibt auf seiner Wandreise, Mensch und Natur; wie weiß er allem tieferen Inhalt zu geben, so daß man sich mit ihm erwärmt, sei es für noch so kleine, kurz wiedergeben lassen sie sich nicht all diese am Wege gefassten Erinnerungen, aber lesen soll man sie, es geht ein rechter Segen von ihnen aus: man lernt sich beschreiben mit den Beschreibungen, lernt bei alleingefassten, fernhaltender Bauernsprache ein wie in trauten Wartbüchern, geht an trübsamen Dingen vorüber und fährt mit auf hellen Waldwegen. Auf Hans Jakob darf kein Badener Land und Volk stolz sein und mit ihm die deutsche Volksliteratur!

Bahn, Ernst, Albin Andergand. „J. Huber Verlag, Frauenfeld. Bresch. 4. 320. — Der Verfasser ist unsern Lesern nicht fremd; sie haben ihn als feinfühligsten Worten längst kennen gelernt. Aber er ist auch ein Verfasser ersten Ranges, ein Schriftsteller, der unter den Verfassern zu den Besten zählt. Seine Romane und Novellen sind durchweg von ursprünglicher Eigenart, erfüllt von einer gewaltigen, tiefgründigen Kraft der Schilderung von Land und Charakteren. So giebt auch diese neue Schöpfung wieder ein ergreifendes, bis zum Schluß spannendes Bild aus der Zeit, da die erste französische Revolution ihre Schreden hineintrug in den stillen Frieden einer Berggemeinde der Schweiz. Wir werden in Bälde in der Lage sein, uns Leser noch näher mit dem Dichter bekannt zu machen, und freuen uns darauf, dies in Bild und Wort ausführlich thun zu können.

„Schweigen!“ — eine Erzählung von J. Ottmer (Berlin, Concorbia), ist, wie ihr „Abtätigkeits“ und andere Romane, eine außerordentlich feine, mit tiefem Empfinden und großem Verstande aufgeschriebene psychologische Studie. Die ergreifende Geschichte behandelt die Frage, ob Gewissen und Beruf eine Art des Schicksals sein können, wenn er, entsetzt, zwischen muß, wie ein Patient, der sich ihm anvertraut, gegen ernste Warnung und Borkhaltung trotzdem eine Ehe eingeht, in einem Falle, wo solche, weiterwährend, Glend und Verderben bringen muß. J. Ottmer versteht es, uns atemlos zu erhalten bei den Konflikten, die in ihrer Erzählung aus solchem Schweigen entstehen, und sie stellt es der abklärenden Zukunft anheim, die richtige Antwort auf die Frage zu bringen. Ist das wirkliche Schweigen, die gebietet, stille zu sein, wo unter Umständen Schuldlos geopfert werden können?

Walter Crane. „Von der dekorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit.“ Aus dem Englischen von H. R. Bürger. 2. Aufl. Leipzig, O. Seemann Nachf. (geb. 4. 9.—). — Wenn man von der Zeit auch in Deutschland sich immer kräftiger entwickelnden Buchkunst spricht, so kann man es nicht, ohne des bedeutenden englischen Reformers auf diesem Gebiete, Walter Crane, zu gedenken, dem als Künstler nicht nur, sondern auch als Schriftsteller die englische Buchkunst so außerordentlich viel verdankt. Er hat dem Buchgewerbe die glücklichsten Anregungen gegeben, und er selbst illustriert nicht nur seine Bücher, sondern er entwirft auch den Einband und zeichnet das Muster des Buchpapiers, damit die ganze Ausstattung des Buches künstlerisch vollkommen und in sich abgeschlossen erscheine. Seinen Beiträgen, die Crane nicht nur mit dem Stift, sondern auch in Wort und Schrift zu fördern sucht, verdankt auch das vorliegende, schön illustrierte Buch sein Entstehen. Crane hielt 1889 in der Society of Arts eine Reihe von Vorträgen über die dekorative Buchillustration alter und neuer Zeit. Diese sind nun, wie die Vorrede sagt, in dem vorliegenden Buche erweitert und ergänzt worden. Eine reiche Auswahl von Illustrationen erläutert die Darlegungen Crane's und giebt gleichzeitig eine gute Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung des Buchornaments. Künstlern und Kunstfreunden, aber vor allem buchgewerblichen Kreisen kann das treffliche Buch Crane's aus wärmster Empfehlung werden; besonders die letzteren werden in Crane einen Künstler und Praktiker finden, der als Buchreformer gegenüber so vielen andern stürmischen Neuerern auf diesem Gebiete etwas vor ihnen voraus hat, und gegen das so oft geäußerte Wort, nämlich: guten Geschmack.

Das Schifferhaus in Lübeck.

(Bilder S. 241.)

Zu den größten Sehenswürdigkeiten der alten Hansestadt Lübeck gehört das in der Breitestraße belegene, im Jahre 1535 erbaute Schifferhaus. Es zeichnet sich durch einen stattlichen Treppengiebel aus, der eine prächtige, ein altes Hansaschiff darstellende, stark vergoldete Windfahne trägt. Gegen das Giegebäude an der schmalen, nach der Trave sehr steil abfallenden Engelsgrube stützt

es sich durch drei kräftige Steinbogen, wie solche in Lübeck's Querstraßen sehr häufig anzutreffen sind. Ueber den Eingang ist ein unter vollen Segeln befindliches Schiff gemalt, welches rechts und links mit nachstehender, leider vor etwa 150 Jahren aus dem kornigen Niederdeutsch in das Hochdeutsche übertragener Inschrift versehen ist:

Du bist der Mann, Herr Jesu Christ,
Dem Wind und Meer gehorsam ist.
Drum halt in Gnaden deine Hand
Auch über unsern Schifferstand.
Vor Sturm und Räubern, vor Gefahr,
Herr, unsre Seefahrt stets bewahr'.
Laß die Gesellschaft und Gemein'
Der Schiffer dir empfohlen sein.
Gieb Frieden, Freud' und Einigkeit,
Bewahr' das Haus vor allem Leid.
Dein Segen sich bei uns vermehre,
Dir sei, o Gott, allein die Ehr'."

Am Eingang stehen zwei hohe steinerne Wangenstücke ehemaliger Bänke, die je mit dem Bild eines Bootes geschmückt sind, davon das eine mit dem Strom, das andre gegen den Strom gerudert wird. Die Unterschrift lautet: „Allen zu gefallen ist nicht möglich.“

Durch einen Windfang betritt man das Parterre des Hauses und erschrickt fast, denn man sieht sich unvermutet einem Schiffsjungen gegenüber, welcher mit der linken Hand auf eine Sammelbüchse zum Besten armer Schifferwitwen hinweist. Die ganze Diele bildet einen großen hohen Raum, dessen Wände in der unteren Hälfte getäfelte, in der oberen mit Dekorationsmalereien aus der biblischen Geschichte verziert sind. Das lange Gebälk der Diele wird in der Mitte durch einen Unterzug getragen, der auf drei mit einfachem Schnitzwerk verzierten hölzernen Pfeilern ruht, welche die Jahreszahl 1535 aufweisen. Dem Eingang gegenüber, an der Fensterwand, ist der erhöhte Sitz der Älterleute; von diesem aus sind drei Reihen langer Tische zu übersehen, welche aus starken eichenen Bohlen so fest gefügt sind, daß die Jahrhunderte an ihnen keine Spuren hinterlassen haben. Zu beiden Seiten der Tische stehen Bänke mit hoher, getäfelter Rückwand und hervorragenden Ohrenlehnen, welche die geschnittenen Wappen der verschiedenen Schifferkollegien, wie Bergensfahrer, Schonenfahrer, Rigafahrer u. s. w. in heraldischem Farbenschmuck zeigen. Am Gebälk und an den Pfeilern des Hauses hängen allerlei Gegenstände, namentlich Schiffsmodelle älterer, mittlerer und neuerer Zeit, darunter die von vier Lübecker

Kriegsschiffen. Am mittleren Pfeiler ist das auf Holz gemalte Bild des letzten Lübecker Admiralschiffes „Adler“ angebracht, welches 37 500 Lübecker Mark kostete, 109 Ellen lang, 26 Ellen breit war und eine Größe von 1000 Lasten



Das Schifferhaus in Lübeck.

Salz hatte. Die Inschrift besagt, daß dieses Bild hierher gestiftet ist „von der Schiffergesellschaft, einem Hochedlen Rat und Kaufleuten, so dieses Schiff bauen lassen, zum Andenken. 1566“. Aus den Planken dieses größten Kriegs-

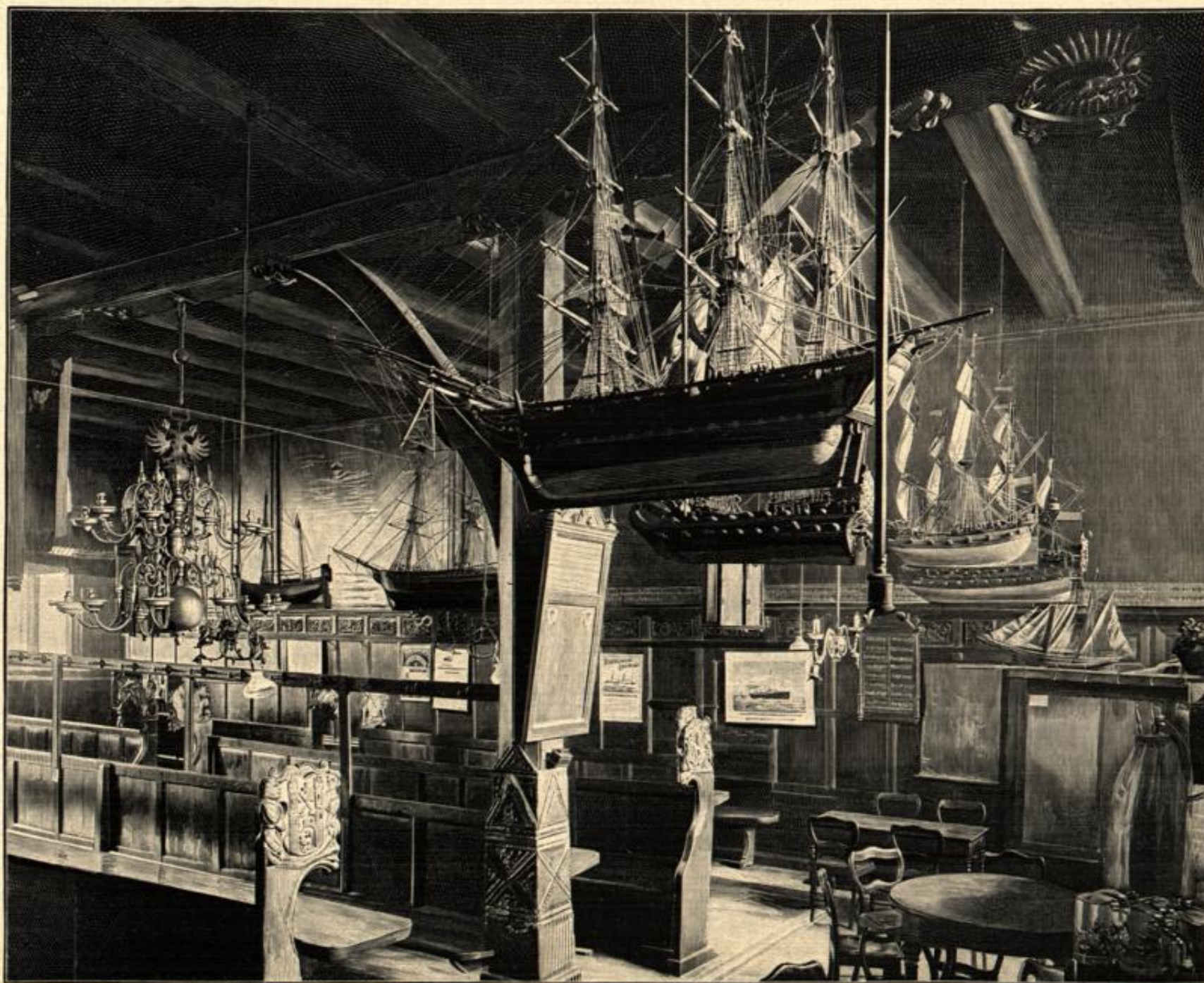
schiffes der Lübecker sollen die vorher erwähnten starken Tischplatten hergestellt sein.

Sehr interessant erscheint der Eskimo in einem wirklichen ledernen Grönlandsboot und neben ihm das Modell eines tunesischen Seeräuberfahrzeugs, welches außer mit einem großen, dreieckigen Segel noch mit einer bedeutenden Anzahl von Riemen (Rudern) zur schnellen Fortbewegung ausgerüstet war. Die Schärfe des Fahrzeuges läßt erkennen, daß es sehr wohl eine große Schnelligkeit erreichen und bei flauem Wind oder gar Windstille leicht ein Handelsschiff überfallen konnte. Daß solche Fälle vor achtzig Jahren sogar noch in der Nordsee vorliefen, dafür zeugen die türkischen Waffen, welche die Trophäen Lübecker Schiffsapitane darstellen, und welche an dem erhöhten Sitz der Älterleute unter dem lorbeerbekränzten Bild des Fürsten Bismarck, des vieljährigen einzigen Ehrenbürgers Lübeck's, in einem Glaskasten aufbewahrt sind.

Zu beiden Seiten des Bismarckbildes stehen mehrere alte zimmerne Pokale; sie legen Zeugnis dafür ab, daß die alten Hausfahrer einen „tiefen“ Trunk an sich hatten. Auf die ursprüngliche Bedeutung dieses Raumes als Versammlungsstätte der Seeleute weisen auch zwei noch aufbewahrte Statuetten hin. Die eine hängt dem Sitz der Älterleute gegenüber, unter einer Strebe, die in derbem Schnitzwerk eine Figur mit weit aus dem Munde gesteckter, tief gespaltener Zunge zeigt. Es ist die Tafel für Widerhaarige mit folgender Inschrift: „Die Rasolgende heben die Hauffe Bröderschop bewilliget. De dieses Hauses Gerechtigkeit nich will dohn ohne Kiwen, den schall man op disse Taffel schriwen unde schall dar so lang op stahn, dat he dieses Hauses Gerechtigkeit hefft gedahn. Beer tappen schall men ehm hier nicht, so lange dat he sine Sake hefft maket schlicht. Anno 1580.“

Die Inschrift der andern Tafel trifft Anordnungen für die abendlichen Versammlungen und zeugt davon, daß schon vor Jahrhunderten dieser Raum im Schifferhause eine beliebte, von Fremden vielbesuchte Gaststube war. — Endlich wird die Aufmerksamkeit noch durch einen

*) Das Nachfolgende haben des Hauses Bröderschaften bewilliget. Der dieses Hauses Gerechtigkeit nich will thun ohne Kiwen, den soll man auf diese Tafel schriwen unde er soll so lang darauf stehen bleiben, bis er des Hauses Gerechtigkeit erfüllt hat. Hier tappen soll man ihm hier nicht, so lange, bis seine Sache geschlichtet ist.



Aus dem Schifferhause in Lübeck.

prächtigt gearbeiteten messingnen Kirchenleuchter mit doppelköpfigem Reichsadler und einen Weihwasserkrügel mit Becken gefesselt. Dieses kirchliche Eigentum der Schiffergesellschaft ist nach der Reformation aus der gegenüber liegenden Jakobikirche hierher gebracht worden. Das vornehme Bierlokal ist natürlich auch mit elektrischem Licht versehen. Diese Verquickung des 16. Jahrhunderts mit dem Neuesten des 19. Jahrhunderts wirkt auf einen philosophierenden Zecher am Abend sehr anregend.

Zum Schluß noch einige Worte über die Schiffergesellschaft selbst. Diese ist eine vormalig mit besonderen Rechten ausgestattete Gewerkschaft, welche seit 1866 als freie Genossenschaft Lübecker Seefischer und Segelmacher fortbesteht. Sie hat den Zweck, die allgemeinen gewerblichen Interessen ihrer Mitglieder zu fördern und zu vertreten, auch durch die statutenmäßige Verwaltung des der Gesellschaft gehörenden Vermögens den hilfsbedürftigen Mitgliedern der Gesellschaft und den Witwen verstorbener Mitglieder Unterstützung zu gewähren. Sie besitzt außer dem vorher besprochenen Gesellschaftshaus, Breitestraße, welches als das einzig übrig gebliebene Haus aus der großen Zahl ähnlich eingerichteter Versammlungshäuser der vormaligen Korporationen und Kollegien erhalten ist, achtzehn Freiwohnungen für Schifferswitwen, eine Unterstützungskasse für hilfsbedürftige Mitglieder, eine Sterbekasse und eine Witwenkasse. In den Vorstand dieser Gesellschaft werden nur die angesehensten und ältesten Schiffskapitäne Lübecks gewählt.

Adolf Schöbel.

Humoristische Blätter.

Eigentlich sonderbar. A.: „Der Herr, der dort drüben geht, kommt auch in seinem Leben zu nichts!“ — B.: „So, was ist er denn?“ — A.: „Alles mögliche ist er schon gewesen, zuletzt sogar Luftschiffer; aber auch da konnte er nie so recht in die Höhe kommen.“

Der sehende Zylinderhut. Max: „Mein Papa ist so groß, daß er über diesen Zaun sehen kann!“ — Moriz: „Meiner auch, wenn er seinen Zylinder auf hat!“

Schnelle Abhilfe. Koch: „Sakra, heut ist uns das Ragout angebrannt!“ — Wirtin: „So soll der Jean auf die Speisekarte schreiben: à la française, dann glauben die Leute, es muß so sein!“

Allerlei Kurzweil.

Liederanfang-Rätsel.

Was im Lenze klingt und blüht:

Himmelbeseigt sang ich in die Welt:

Dann klang's zu ihrem Ruhme:

Darauf, ein Abendgrüßen:

Wie schwer, wie schwer das Leiden:

Frug bei mir selber an:

So viel Grüß' schickt' ich beim Gehen:

Sang, dann, fern beim Mondenscheine:

Und in verlebter, qualstüchtiger Pein:

Ich dachte, ich meinte, es wäre, es sei:

Nun vorbei geht die Trennung und vorbei geht das Leid:

Heim geht's zur Annmarie, froh klingt die Melodie:

Macht's selbst-Rätsel.

Die nachfolgenden Anfangs- und Endbuchstaben gewisser — in der Wahl freigegebener Wörter — sind durch Einklebung je zweier Lettern zu solchen zu gestalten (ausgenommen A — t, das mit einem Buchstaben ausgefüllt werden soll oder mit mehreren):

D . s . — J . t . — E . e . — S . n . — G . n . — D . t . — U . t . — E . e . — G . i . — D . n . — E . e . — S . f . — L . e . — G . r . — W . i . — E . e . — M . n . (Die hier gegebenen Anfangs- und Endbuchstaben, nacheinander gelesen, weisen ein Sprichwort.)

Silbenrätsel.

Die Silben eins und zwei, sie sind Gerade unentbehrlich.
Zu Diensten Mann und Frau und Kind,
Gefahrlos wie gefährlich;
Wenn man sie macht, ist's leicht und schwer,
Je nach dem Ziel, dem Maße,
Ob ist auch flüchtig drum Begehr
In Stube und auf Straße.

Die Silbe drei birgt's Gegenteil,
So in gewissem Sinne,
Das hält sie auf zu Schutz und Heil,
Dah es verständlich rinne;
Und Schutz verteidigt sie wieder auch
Dem, wenn sie beizugeben,
Und fügt zum Land sie gar der Brauch,
Ist's wie ein groß Erheben.

Das ganze Wort ist überall
Ein mutwillig treu Vereinen,
Es kündigt sich mit lautem Schall,
Gilt: Alle für den Einen!
Gen Silben eins und zwei die drei
Kämpft mit vereinter Stärke,
Dah ihrem Tun ein Ende sei —
Dut ab! vor solchem Werke.

Neujahrssrätsel.

A C S G H J K L N R S U



Streichrätsel.

Von nachfolgenden Wörtern sind je zwei Buchstaben zu streichen, die überbleibenden ergeben, nacheinander gelesen, ein Sprichwort:

Nische — Twain — Gewirr — Sache — Reise — Abend — Unrein — Wisel — Wien — Karst — Neue — Liebe — Nema — Reis — Brodem — Drama — Reun — Datura — Luft — Kilo — Emma — Tsane.

Auflösungen der Rätsel Seite 218.

Des Silbenrätsels: Schwurgericht.

Des Streichrätsels: „A Mandl hot zwei Quab'n g'hot.“

Des Weihnachtsrätsels: Die Buchstaben der oberen Reihe liest man von links nach rechts, die der unteren Reihe von rechts nach links, und zwar erst den ersten oben links, dann den ersten unten rechts, hierauf den zweiten oben, den zweiten unten, den dritten oben, den dritten unten u. s. w.

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden!

Des Wörterumwandlungsrätsels:

Wand — Wind — Kind — Ring.
Erin — Erie — Arie — Aroe.
Idar — Ikar — Iser — Ikel.
Dora — Dori — Dori — Durt.
Reid — Reid — Reim — Rehm.
Adel — Aber — Oder — Oper.
Eher — Eher — Eher — Ehon.
Salm — Salm — Salz — Sah.
Tang — Tand — Band — Bund.

Des Zusammenfährtsels:
WASGELTENSOLLMUSSWIRKENUNDMUSSDIENEN.
MITDENJAHRENSTEIGERNSICHDIEPRÜFUNGEN.

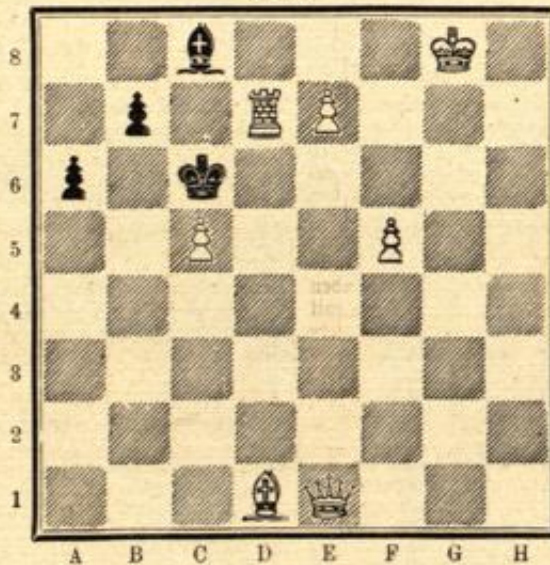
Schach.

Bearbeitet von E. Schallapp.

Aufgabe Nr. 4: Von H. Norlin in Stockholm.

(Aus „370 utvalda svenska Schackproblem“.)

Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 3 Seite 147:

Weiß.	Schwarz.	Weiß.
1. S. D 2 — E 4	R. D 5 — C 4	2. L. E 8 — F 7 matt.
1.	R. D 5 — E 6	2. E. F 5 — E 7 matt.
1.	C 5 — C 4	2. D. G 4 — G 8 matt.
1.	G 6 — F 5	2. D. G 4 — E 4 matt.
1.	E. H 1 — E 4	2. E. F 5 — E 3 matt.
1.	E. E 1 — E 3	2. E. E 4 — C 3 matt.
1.	E. A 1 — C 3	2. E. E 4 — F 6 matt.
1.	beliebig anders	

Wit 1. S. F 5 — E 7 (nicht 2. D. G 4 — F 4 über G 3) ist die Aufgabe nicht zu lösen, da der Gegenzug R. D 5 — D 6 ein Schachgebot (durch E. H 1) involviert.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: F. Moterne in Breslau zu Nr. 2; Max Scheller in Stuttgart zu Nr. 3.

Vom Büchertisch.

Als weiter eingegangene Novitäten oder in neuer Auflage erscheinende Werke für klein und groß nennen wir:

R. Voigtländer Verlag, Leipzig. „Aus der schönen weiten Welt“, Kinderlieder von Wolrad Eigenbrodt. Bilder und Buchschmuck von Hans v. Volkmann. 80 Bfg. Allerliebste Verschen zu allerliebsten Bildern. * **Verlag von Moriz Schauburg in Jähr.** „Aus dem Kleinen.“ Erzählungen von Hermine Billinger. 4. verm. Aufl. Gleg. geb. M. 3.—. Das Erscheinen der 4. Auflage dieser kleinen Geschichten beweist wohl am besten, daß sie nicht nur bei der Kritik, sondern auch beim Publikum selbst die freundlichste Aufnahme gefunden haben. Wie sollte es auch anders sein! Ist doch jede dieser 20 Erzählungen ein kleines Kabinettstück novellistischer Kunst. Das Büchlein, an dessen Lektüre jedermann seine Freude haben kann, eignet sich vorzüglich zum Vorlesen im Familienkreise. * **Philipp Reclam jun., Leipzig.** Franz Freiherr v. Gaudys „Ausgewählte Werke“. Herausgegeben und mit biographischer Einleitung versehen von Alice Frein v. Gaudy. 2 Bände. Einen echt deutschen Dichter, der es wohl wert, der Vergessenheit entrissen zu werden, hat uns sein ebenso reich veranlagtes Enkelkind in dieser Veröffentlichung wieder nahe gebracht. Ist auch Gaudys köstliches „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen“ noch unvergessen in seiner lebendigen, launigen Realistik, so haben doch auch dessen weitere Schöpfungen in Poesie und Prosa ein volles Anrecht darauf, zu dem Besten deutscher Literatur wieder und wieder gezählt zu werden. — „Kran Rama.“ Roman von Marie Bernhardt. Eine vortreffliche Arbeit der beliebten Verfasserin, die uns für die Schicksale der darin auftretenden Personen auf das lebhafteste zu interessieren weiß. Ungemein sympathisch ist namentlich die Figur der jungen Künstlerin Nora Follard, die so vieles zu erblicken hat, bis das Schicksal selbst die Kette zerreißt, welche sie an einen russischen Nihilisten bindet, so daß der geniale Meister Bonaventura Sinclair die Geliebte heimführen kann; während und ergreifend wirkt die von Geburt an schon dem Tode geweihte Kindergestalt der kleinen Brigitte, des Tochterchens der schönen Baronin Fresenius, mit der sich die tausendjährige „Kran Rama“ so ausgiebig beschäftigt. — Eine ungemein erweiternde Lektüre bietet: „Pension Malepartus.“ Eine ganz verrückte Geschichte von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von F. Czabran. (M. 4.50.) Die Gattin des Majors a. D. Fuchs erbt von einem Onkel ein altes Jagdschloß Malepartus. Mit einem Schloße, das zu unterhalten ihre Mittel weit übersteigen würde, weiß das Ehepaar nichts anzufangen. Es wird daher in eine Pension umgewandelt, und die mit gutem Humor dargestellten Abenteuer, die beide nun mit ihren Gästen erleben, bis sie Malepartus glücklich verkauft haben, bilden den Inhalt des unterhaltenden und hübsch ausgestatteten Buches. * **Schwabacher Verlag, Stuttgart.** „Lachpfeifen“, humoristische Mottos für Lektüre und Vortrag von Hofschaulpieler C. Bauermann. (M. 1.—.) Teils in Poesie, teils in Prosa sind die in diesem schmunzigen Bändchen vereinigten allerliebsten Schürren, witzigen Parodien und launigen Plaudereien abgefaßt, die dem Leser eine heitere Stunde bereiten, gut vorgetragen aber dem Rezipienten Beifall und den Dank der Gesellschaft sichern. * **C. Anshütz, G. m. b. H., Berlin.** „Die Photographie im Hause.“ Lehrbuch für Amateure von Otto Anshütz. 1. Teil. Mit vielen Abbildungen. Alles, was für den Liebhaber der Lichtbildkunst zu wissen nötig und wünschenswert ist, hat hier ein hervorragender Meister des Faches in allgemein verständlicher und erschöpfender Weise zusammengestellt. Das handliche Büchlein ist auch sehr hübsch ausgestattet; es sei allen Interessenten bestens empfohlen. * **Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln.** „Die Kreuzritter.“ Historischer Roman aus dem 15. Jahrhundert. Von Heinrich Sientewicz. Uebersetzt von G. und M. Gilling. illust. von F. Schwormstadt. 2 Bände. M. 12.—. Unter den wenigen großen Schriftstellern, die heute in der ganzen Welt gelesen werden, steht mit in vorderster Reihe der Pole Sientewicz, ein Meister der erzählenden Kunst, der es wie nur wenige versteht, seinen Romanen neben vielen andern Vorzügen den Reiz höchster Spannung zu verleihen. Das gilt von seinem großen historischen Roman „Die Kreuzritter“ wie auch von seinen bisher noch wenig bekannten Novellen, von denen unter dem Titel „Uns liebe Brot und zehn andre Novellen“ eine ausgewählte Sammlung im gleichen Verlag erschienen ist (Preis M. 4.—). Die gediegene und geschmackvolle Ausstattung macht beide Werke zu einem empfehlenswerten Festgeschenk. * **Verlag von Ad. Bonz & Co., Stuttgart.** „Potamiana.“ Von A. Hausrath. (M. 3.—.) Die Erzählung führt nach Alexandria und Umgebung im 3. Jahrhundert n. Chr. Potamiana, eine edle Jungfrau, hat den Märtyrertod erlitten, und ihr schreckliches Ende hat einen tiefen Eindruck hinterlassen. Ein junger römischer Offizier, Titus, der auf einen einsamen Wachturm unweit von Alexandria verlegt ist, lernt auf seinen Streifereien in der umliegenden Wüste einen alten Einsiedler, früheren römischen Soldaten, kennen, der nach dem Tode Potamianas sich zum Christenglauben bekannt hat. Durch seine Erzählungen wird auch Titus bekehrt und stirbt später, dem Beispiel Potamianas folgend, mit dem Alten gleichfalls den Opfertod. Eine ergreifende Geschichte, die durch ihre edle Sprache und lebendige Schilderung hohen Genuß bereitet. * **Verlag von A. Engelhorn, Stuttgart.** „Dissip Schubin.“ (Gleg. geb. M. 3.—.) Die Geschichte eines jungen Bauernmädchens, das eine schwere Schuld auf sich geladen hat und diese, von Gewissensbissen gepeinigt, am Vorabend ihrer Hochzeit mit ihrem Jugendgeliebten mit freiwilligem Tode sühnt. Die beliebte Verfasserin giebt durch diese Erzählung von erschütternder Tragik eine neue Probe ihrer glänzenden Erzählungskunst. * **Der Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig** bietet in einem sehr gefällig ausgestatteten Bändchen (M. 1.50) eine „Auswahl der Gedichte Goethes“, besorgt von Otto Darnack. (Geb. M. 4.—.) Die poetischen Schöpfungen unseres größten deutschen Dichters, die bereits zu ungezählten Tausenden ein beliebtes Geschenk wert gebildet haben, seien auch in dieser schönen und handlichen Ausgabe warm empfohlen. * **J. G. C. Brun's Verlag in Minden i. W.** Dieser rührige Verlag hat den diesjährigen Weihnachtsbüchermarkt mit einer großen Anzahl von Werken besetzt. Wir nennen in erster Linie „Gagar Allan Boes Werke.“ Kritische Gesamtausgabe in 10 Bänden, herausgegeben und überseht von Hedda und Arthur Moeller-Brud. (Geb. in 5 Doppelbänden M. 25.—.) Edgar Allan Poe, der bedeutende amerikanische Dichter, ist in der deutschen Literatur kein Unbekannter, wenn auch seine Werke nur zu einem geringen Teil dem deutschen Publikum bisher zugänglich gemacht worden sind. Von den bereits vorliegenden Bänden V VI und IX X enthalten die beiden ersten die meisten von Boes Novellen, insbesondere die Kriminalnovellen und die spiritistischen Novellen, die beiden letzten die Humoresken, Satiren und Grotesken. Die Ausgabe zeichnet sich durch klaren Druck und solide äußere Ausstattung aus. — „Rathsmittel-Stories“ von Helene Böhlau, überseht von Margaret Kemp. Diese feinsinnigen, liebens-

würdigen Geschichten aus dem Leben zweier streichstarker Badfische aus der großen Weimarer Zeit, haben seit ihrem ersten Erscheinen schon verschiedene Auflagen erlebt und sind nun auch ins Englische übersetzt worden. Eine prächtige, gehaltreiche Festschrift für Schule und Haus. — Olga Kobylanska, „*Reinrussische Novellen*“, eingeleitet durch „Ein Jahrhundert kleinrussischer Literatur“ von Georg Adam. Es ist eine fremde Welt, in die uns diese eigenartigen Schöpfungen einführen, eine Welt, voll von dem Boden entsprossenen, naturstarkem Empfinden, kindlicher Naivität und Scharfsinn in freier, ungebundener Art. — „*Schlichte Geschichten*“, Novellen von Ludwig Jacobowski. (M. 2.50.) Eine Reihe einfacher und doch vom wärmsten Leben durchpflusterter Bilder, in deren packender Schilderung sich das große Talent des Verfassers in gemütvoller Weise kundgibt. Wohl die letzte Gabe des allzufrüh heimgegangenen Dichters. — Hervorragende Begabung bekunden ferner: „*Des Lebens Bürde und andre Novellen*“ von Adele Hindermann. Tief ergreifend wirkt durch das tragische Geschick der Heldin die Novelle, nach der die Sammlung betitelt ist, ebenso „*Was Liebe*“, ungemein fein charakterisiert sind die beiden Hauptfiguren in „*Schönheit*“. Die feinsten Regungen einer Mädchenseele offenbart „*Frührot*“, köstlichen Humor die kleine, originelle Skizze „*Schmutz*“, fesselnde Schilderung zeichnet die sämtlichen, in dieser Sammlung vereinigten Arbeiten aus. — „*Die Sechslange*“, (M. 3.—) Ein Seeroman von Paul Scheerbart — kein Seeroman im gewöhnlichen Sinne, sondern eine durchaus phantastische Märchenbildung von höchster Erfindung und tiefster Durchdringung. — Heinrich Pflüger bietet in „*Die Prüfungen der Bapstiken in Mittelville*“ eine scharfe, aber ergötliche und gut durchgeführte Satire auf Scheinheiligkeit und Heuchelei. (M. 2.75.) — Nur für gereifte Leser geeignet ist: „*Tagebuch eines Siegers*“ von Erich Lilienthal (M. 3.75), dem der Verfasser die Notiz voransetzt: „Das Buch ist nämlich eine Satire. Eine Bemerkung für diejenigen, für die das Buch eigentlich nicht bestimmt ist.“ Es giebt in Tagebuchform gehaltene Schilderungen von Erlebnissen und seelischen Zuständen eines jungen Mannes, der mit achtzehn Jahren, unter äußerlich sehr glücklichen Verhältnissen, frohgenuß in das wogende Leben eintritt, in der festen Zuversicht, als Sieger aus diesem Ringen hervorzugehen. Immer tiefer verkommt er aber durch die Großmannsucht und Genußsucht, bis er aus dem „*Uebermenschen*“ ein trauriger „*Defakter*“ geworden ist, der seinem Dasein mit eigener Hand ein Ende zu machen sich entschließt. — Von „*Baudelaire's Werken*“ in deutscher Ausgabe von Max und Margarete Bruns, vier Bände, mit einem Bildnis und einem handschriftlichen Familienbildnis, sowie Biographie und ästhetischen Einleitungen, liegt uns vor: Band II: „*Die künstlerischen Paradiese*“ (Opium und Haschisch), brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50. Der geniale französische Dichter hat in diesem Werke keineswegs dem Opium- und Haschischgenuss begeisterte Loblieder gesungen, wie man fälschlich von ihm behauptet hat. Er schildert seine Wirkungen mit wunderbarer Anschaulichkeit, weiß aber in nachdrücklicher Weise auf ihre furchtbaren Gefahren hin. Ein Anhang handelt auch über den Wein. — George W. Cable: „*Aus alten Kreislagen*“, Deutsch von Hans H. Ewers. Diese Novellen spielen meist in New

Orleans, in den ersten Zeiten nach der Erwerbung Louisianas durch die Vereinigten Staaten. Sie behandeln den Gegensatz der eingeborenen Kreolen zu den anglo-amerikanischen Einwanderern in anziehender Weise. Manche von diesen tadellos übertragenen Erzählungen erinnern, wie zu ihrem Lobe bemerkt sein mag, an diejenigen Schöpfungen unseres Charles Sealsfield (Karl Postl), welche sich in dem gleichen „*Milieu*“ abspielen. — „*Stammes Welt*“, Symbole. Stützen aus dem Nachlaß von Ludwig Jacobowski, herausgegeben von Dr. Rudolf Steiner. Die Sammlung weckt von neuem das Bedauern über das frühe Hinscheiden des hochbegabten Autors. In den stimmungsvollen Stützen, die der vornehm ausgestattete und mit dem Bildnis Ludwig Jacobowskis geschmückte Band vereint, erkennt man überall den echten Dichter, dem die Gabe verliehen ist, eignes wie fremdes Leid in ergreifender Weise zu künden. * *J. F. Lehmanns Verlag, München*. „*Taschenbuch der deutschen und der fremden Kriegerkassen*.“ Mit teilweiser Benutzung amtlichen Materials. III. Jahrgang 1902. Herausgegeben von B. Weyer, Kapitänleutnant a. D. (Eleg. geb. M. 2.40.) Dies handliche Taschenbuch ist ein unentbehrliches Bademecum nicht bloß für Fachleute, sondern für jeden, der sich über die deutschen und ausländischen Marineverhältnisse unterrichten will. Wegen seines reichhaltigen praktischen Inhalts und der Zuverlässigkeit aller Angaben darf es einen ersten Platz unter den seemännischen Handbüchern beanspruchen, während der billige Preis die Anschaffung erleichtert. * *Warme Empfehlung verdient der Sächsische Volkschriften-Verlag, Leipzig*, der den Zweck verfolgt, zur Förderung eines gesunden Volkslebens gute Schriften und Kunstfachen zu möglichst billigen Preisen zu schaffen und zu verbreiten. Es erschien soeben: „*Sein eigener Feind*.“ Erzählung aus den Jahren 1812 bis 1813 von Margarete Bucholz (M. v. Buch). Die Verfasserin hat es verstanden, ein anschauliches Bild jener bewegten Zeit zu gestalten, in dem die Schicksale des Felden, eines jungen sächsischen Offiziers, der sich den Freiheitskämpfern anschließt, die Teilnahme der Leser bis zum Schlusse regt halten. Die Abonnenten des Verlags erhalten für den geringen Jahresbeitrag von M. 1.50 diese hübsche Erzählung mit noch drei andern in der Volksausgabe; außerdem giebt es für Geschenkzwecke noch eine feine Ausgabe (geb. M. 4.—, in Prachtband M. 5.—). * *Im Verlag von C. Flemming, Glogau*, erschienen bereits in zweiter Auflage „*Nordische Geschichten*“ von Auguste Groner, drei glänzend erzählte, fesselnde Erzählungen, denen das skandinavische Kolorit einen besonderen Reiz verleiht. Namentlich jungen Mädchen dürfte das Buch ein willkommenes Geschenke sein. — „*Teutischer Sagenhaush*.“ Eine Auswahl der schönsten deutschen Sagen. Nach Landschaften geordnet und bearbeitet von Prof. Dr. J. W. Otto Richter (Otto von Golmen). III. Band: Nordostdeutschland (die Provinzen Brandenburg, Schlesien, Posen, Pomern, West- und Ostpreußen). Mit diesem dritten Bande findet die von dem Verfasser mit glücklicher und geschickter Hand getroffene Auswahl von Sagen ihren Abschluß, welche Norddeutschland und Preußen insbesondere behandelt. Es sind vorwiegend solche Sagen berücksichtigt worden, die auch für die Eigenart des betreffenden Volksstammes bezeichnend sind. Dadurch gewinnt das Unternehmen, für das noch drei weitere

Bände mit Sagenbüchern Süddeutschlands und der außerhalb des Deutschen Reiches wohnenden deutschen Volksstämme in Aussicht genommen sind, an Interesse und Bedeutung. Nicht nur Freunden der Volkskunde, sondern auch allen, denen das heimatische Volkstum überhaupt am Herzen liegt, sei der vorliegende Band wie die ganze Sammlung bestens empfohlen. * Mit besonderer Vorliebe weisen wir auf Werte hin, die in der heranwachsenden Jugend Freude an der Natur und Liebe zur Tierwelt zu wecken geeignet sind und ihr in zweckentsprechender Weise gebiegene naturwissenschaftliche Belehrung zu teil werden lassen. Ein solches, besonders empfehlenswertes Werk sind die bei der *Ruthschen Verlagshandlung, Stuttgart*, erschienenen „*Tiergeschichten in Wort und Bild*“ von B. E. Herrmann. Mit zahlreichen Abbildungen von Friedrich Specht u. a. (3 Bände, brosch. M. 8.40, geb. 10.50.) — Zeitig genug, um als Weihnachtsgeschenk Verwendung finden zu können, wurde der das ganze Werk beschließende 3. Band ausgegeben, betitelt: „*Grimmige Feinde und Naubgefahren*“ (broch. M. 2.80, geb. M. 3.50), in dem der Verfasser in anregender und belehrender Weise die jugendlichen Leser und Lesenden mit den großen und kleinen Raubtieren der Heimat und Fremde, auf dem Lande wie in der Luft und im Wasser bekannt macht. * „*Haushalt älterer Kunst*“, von der *Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien* herausgegeben, erweist sich nach der eben erschienenen ersten Lieferung als ein vornehmeres Werk von hohem bleibenden Wert. Die Blätter, Reproduktionen nach Gemälden älterer Meister, sind selbst hervorragende Kunstwerke, welche den höchsten Anforderungen eines geläuterten Geschmacks gerecht werden. Der Preis von M. 3.— per Lieferung von 5 Blättern ist als ungemein billig zu bezeichnen. * *A. Hartmanns Verlag, Wien*. „*Deutsches Märchenbuch*.“ Von Ludwig Bechstein. Volksausgabe. 67. Aufl. Mit einem Titelbild und 60 Illustr. (M. 1.20.) Ein Kinderbuch, das zum sieben- und sechzigstenmal vor die Öffentlichkeit tritt, ist ein Juwel, das nicht mehr dem Buchladen, sondern der Nation und der Literaturgeschichte angehört. Ein solches Werk begrüßen wir also in Bechsteins Neuem Deutschen Märchenbuch, das von Ernst Bekker mit reizenden Bildern neu geschmückt wurde, um so im Festgewande sein dauerndes goldenes Jubiläum zu feiern. * *Spiele, Otto Reier in Ravensburg*. Ein treffliches Hilfsmittel für den Selbstunterricht im Zeichnen, zugleich ein sehr hübsches Unterhaltungsmittel gewährt die „*Camera obscura*“ (M. 1.50), deren selbständige Vervielfältigung in einer leicht verständlichen Anleitung von Otto Robert zu Ruz und Frommen der Jugend gelehrt wird. Neben dem Vergnügen, beliebige Straßenbilder oder schöne Landschaftsbilder in die Camera zu zaubern, giebt diese auch Gelegenheit zu Versuchen im Schattieren und in der malerischen Behandlung. — Eine reizende Beschäftigung für Knaben bietet „*Die Furg*“ von L. Majer. Anleitung zur Erbauung nebst 20 Modellbogen. (M. 3.50.) Jeder Knabe von 8 Jahren an kann danach eine prächtige Furg mit Aufzügen, Zugbrücken, Wachtürmen, Bastionen, Kasernen, Türmen, wie sie unsere Knaben zu ihrem Spiel mit Bleisoldaten am liebsten benutzen, erbauen. Vorkenntnisse sind nicht nötig. Eine treffliche Anleitung und praktische Einrichtungen machen die Beschäftigung zu einer fast mühelosen, sehr anziehenden und anregenden.

Aus Küche, Haus und Hof.

Gelbe Erbsensuppe mit Schellfisch. ½ Kilo Schellfisch wird geschuppt, gut gereinigt, in 3 Liter kochendes Salzwasser gelegt und auf schwachem Feuer gar gekocht. Dann nimmt man den Fisch mit einem Sieblöffel heraus, löst das Fleisch von Haut und Gräten und stellt es in der Suppenterrine zurück. In die Fischbrühe giebt man 250 Gramm getrocknete gelbe Erbsen, eine Mohrrübe, Petersilienwurzel, Zwiebel und eine halbe Sellerieknolle und kocht alles, bis die Erbsen vollständig weich sind. Dann treibt man die Suppe durch ein feines Haarfieb, läßt sie wieder heiß werden, verrührt sie mit einem halben Theelöffel Maggiwürze und dem nötigen Salz und richtet sie über die Schellfischstücke an.

Farrierter Pfannkuchen. Aus zwei Eiern, Mehl und Milch bäckt man einen Pfannkuchen, legt ihn auf eine Schüssel und läßt ihn kalt werden. Nun nimmt man etwas übrig gebliebenes Wild, welches von verschiedener Sorte sein kann, hackt es mit Speck und nach Belieben auch mit etwas Schinkenabfall fein, und mengt dies mit einem Ei, Salz, Pfeffer, Muskatnuß und ein wenig eingeweichtem und ausgedrücktem Weißbrot zu einem Teig. Mit dieser Masse bestreicht man den Pfannkuchen, rollt ihn auf, schneidet ihn der Quere nach in fingerdicke Stücke und bäckt diese mit Butter auf beiden Seiten schön goldbraun in der Pfanne.

Grieche. Man rührt acht Eidotter mit 375 Gramm Zucker zu Schaum, sodann in sehr kleinen Portionen 250 Gramm feinen Grieß und das zu steifem Schnee geschlagene Eiweiß. Den Saft und das an Zucker abgeriebene oder sehr fein gewiegte Gelbe einer ganzen Zitrone fügt man ebenfalls bei. Nun füllt man die Masse in eine gebutterte, mit gesiebtem Zwieback bestreute Kuchenform und bäckt sie eine Stunde in nicht zu heißer Röhr.

Ragout von Champignons. ¼ Kilo Champignons werden gut gereinigt und mit einem Stück Butter, einem Löffel Weinessig, etwas Salz, wenig geriebener Muskatnuß, klein gehackter Petersilie und einer fein gewiegten Zwiebel oder Schalotte langsam weich gedämpft, abgeseiht und mit ¼ Theelöffel Maggiwürze vermischt und mit zwei bis drei Eigelben abgeseiht.

Schwäbische Hasen-Pastete. Aus zwei

Kalbshufen und einem Schweinsrüssel bereitet man zuerst in gewöhnlicher Weise eine Sulze. Einen Hasen, der nicht in der Weise gelegen haben darf, brätet man, ebenso eine kleine Kalbsleber halb gar und schneidet beides, wenn erkaltet, in beliebige Stücke; ebenso die Kalbshufe und den Rüssel. Das Fleisch, welches an den Knochen des Hasen sitzen geblieben ist, wird abgelöst und mit übrig gebliebenem Kalbsbraten und gekochtem Hühnerfleisch — man kann auch rohes Kalb- und Schweinefleisch nehmen —, Zwiebel und etwas von der Sulze fein gehackt. Nun wird eine hübsche Form mit ganz dünnen Speckschnitten ausgelegt und eine Lage der Fülle, darauf eine Lage von dem Hasen, der Leber und dem andern Geschnittenen abwechselnd in die Form gelegt. Man streut immer etwas Kapern und fein geschnittene Zitronenschale dazwischen, und zuletzt wird der Saft einer Zitrone daraufgedrückt. Oben muß Fülle sein. Nun giebt man einen passenden Deckel auf die Form, umklebt ihn fest mit einem Papierstreifen und Teig, damit der Dampf darin bleibt, und stellt die Pastete zwei Stunden lang in den Ofen. Ist sie fertig, so gießt man von der Sulze so viel darauf, bis die Form ganz voll ist, läßt sie über Nacht stehen, und wenn sie gebraucht werden soll, so wird sie gestürzt und die übrig gebliebene Sulze herum gelegt, entweder in kleinen Stücken oder gehackt.

Gewöhnlicher Punsch. Man nimmt 1 Kilo Zucker, reibt das Gelbe von vier Zitronen darauf ab und thut den Zucker in die Terrine, das Abgeriebene aber in ein darüber gestelltes Haarfieb. Nun drückt man den Saft von zwölf Zitronen dazu und gießt 3 Liter kochendes Wasser, worin ½ Lot Thee gezogen hat, nebst 1 Liter gutem Arrak oder Rum darüber, deckt die Terrine zu und setzt sie auf Kohlenfeuer oder über den kochenden Wasserkessel, bis sich am Rande ein weißer Schaum zeigt.

Champagnerpunsch. ¼ Kilo Zucker läßt man mit 1 Liter Wasser aufkochen, giebt den Saft von fünf Zitronen, eine halbe Flasche Arrak und eine Flasche Champagner dazu, macht es zusammen heiß und gießt den Punsch durch eine Serviette in die Terrine.

Anna Berg.

Ein ganz einfacher Abreißkalender, den man für geringen Preis erhält, kann zu einem hübschen Neujahrsgeschenk auf folgende Weise gestaltet werden. Man schneidet ein kleines dreieckiges Schild aus Pappe und bezieht es mit in seine Faltlinien gelegtem grünen Krepppapier. An diesem Schilde befestigt man mit unsichtbaren Stichen den Abreißkalender, indem man ihn an zwei grünen schmalen Seidenbändern, die in einer Schleife dort auslaufen, wo sie auf dem Schilde befestigt werden, festleimt. Von der oberen Spitze des bezogenen Pappschildes geht wiederum ein grünes Seidenband aus, dessen untere Schleife auf der Spitze festgenäht wird, während die obere Schleife, welche das Band abschließt, hinten eine kleine Oese zum Aufhängen erhält. Ueber dem Ganzen bringt man einen kleinen Zweig beliebiger künstlicher Blumen an, am hübschesten sind Heckenrosen, japanische Quitten oder weiße Sternblumen.

Nach der Weihnachts- und Silvesterbäckerei wird man allerlei Reste Backsmalz vorfinden, welche unerfahrenen Hausfrauen unbrauchbar erscheinen, die aber von erfahrenen Hausmüttern rein und wohl schmeckend gemacht werden, um von neuem wieder ganz wie frisches Backsmalz Verwendung zu finden. Man giebt alle derartigen Backsmalzreste in eine tiefe Kasserolle und fügt die gleiche Menge kalter Milch bei. Unter öfterem Umrühren läßt man Fett und Milch so lange ganz langsam kochen, bis sich alle Milch zu Boden setzt und das Schmalz oben in klarem Zustande schwimmt. Behutsam wird das Fett alsdann abgeseiht und in eine reine Schale gegeben, es ist wieder tadellos. Man kann mit gleichem Erfolg zum Reinigen des Backsmalzes gekochte oder ungekochte Voll- oder auch nur Magermilch nehmen.

Den geplünderten Christbaum kann man, wenn er in den Hof oder in den Garten gebracht ist, noch zu einem hübschen Futterplatz fürs hungrige Vogelvolk machen. Dies ist um so mehr anzuraten, als in den meisten Fällen die scheuen Singvögel nichts von dem durch müde Hände einfach auf den Erdboden oder die Fensterbretter gestreuten Futter abbekommen, das von den breißen Sperlingen mit Wohlbehagen ver-

zehrt wird. Man macht aus halben Orangen-schalen kleine Körbchen, füllt sie mit Körnern und dergleichen und hängt sie in die leeren Tannenzweige. Da die schwankenden Körbchen die Spaken vom Baum fernhalten, während die Vögel sich ohne Scheu daran festklammern, so kommen auch einmal diese Tierchen zu ihrem Recht.

Will man einen wirklich köstlichen Sylvesterpunsch bereiten, so darf man nicht versäumen, den Rum, den man dem Punsch zusetzt, abzubrennen. Durch dies Abbrennen verflüchtigt sich ein Teil des Alkohols des Rums, so daß der Punsch weniger aufregend wirkt; es bildet sich aber auch beim Abbrennen auf Zucker „Karamelzucker“, der zum Punsch ein eigenartiges feines Aroma giebt. Das Abbrennen des Rums ist zu dem leicht ausführbar. Man legt ein großes Stück Zucker in einen silbernen Löffel, begießt es mit so viel Rum, daß es darin schwimmt, und zündet dann den Rum an, um ihn brennend in den fertigen Punsch träufeln zu lassen. Zu achten ist darauf, daß der Zucker immer im Rum schwimmt und wenn er völlig geschmolzen ist, ein neues Stück Zucker in einen andern silbernen Löffel gelegt wird, weil der Löffel mit der Zeit zu heiß wird.

Meist giebt man zur Sylvesterbowl Badewerk oder allerhand süße Leckereien; wer es aber gut mit seinen Gästen meint, sollte daneben auch eine Schüssel mit allerhand kleinen pikanten Schnittchen darbieten. Die folgenden Zerfahrschnitten und die Selleriebrösterchen sind dafür zu empfehlen. Für die ersteren muß man Weißbrotscheiben rösten und mit einer Farce aus gewiegtem Schinken, Eigelb, Liebigbouillon, schaumig gerührter Butter, Pfeffer und etwas Mostisch bestreichen und zwischen je zwei solcher Schnitten eine feine Scheibe Kalbsbraten legen. Für die Selleriebrösterchen wird eine kleine Knolle gekochter Sellerie gehackt, mit saurer Sahne, geriebenem Parmesan und etwas feinem Pfeffer zu breiartiger Masse gerührt und auf in Butter geröstete Brotschnitten getrichen. Nach Belieben kann man als dritte Sorte auch noch kleine Käseschnittchen, deren Zubereitung bekannt sein dürfte, darunter mischen. Vielen bekommt mit dieser Schnittchenzugabe der Punsch oder die Bowl viel besser. Antje Hölle.

Was giebt es Neues?

Rus hohen Kreisen.

Der Robiner in der Krone der Königin Alexandra. König Eduard VII. hat für die Königin Alexandra eine besondere Krone zur Krönung bestellt. Diese wird den Robiner enthalten, den bedeutendsten Diamanten der königlichen Sammlung. Der Edelstein gehört zu den größten historischen Diamanten der Welt. Sein ursprüngliches Gewicht betrug 800 Karat; jetzt wiegt er aber nur 106 Karat, doch wird sein Wert immer noch auf 40 Millionen Mark geschätzt.

Militär und Marine.

Wieviel kostet ein Soldat? Darauf hat im norwegischen Abgeordnetenhaus bei der Budgetberatung der Abgeordnete Brandt ausgerechnet, daß Norwegen das teuerste Militärbudget habe. Nach Brandt kostet jeder norwegische Soldat jährlich 247 M., dann folgen Oesterreich-Ungarn mit 244 M., Deutschland mit 236 M., Frankreich mit 196 M., Dänemark mit 191 M., Rußland mit 185 M., Italien mit 166 M., Schweden mit 150 M. und Rumänien mit 135 M.

Das bisher größte Segelschiff der Welt, die im Jahre 1895 erbaute stählerne Fünfmastbarke „Potosi“, bekannt durch ihre schnellen Reisen von der Westküste Südamerikas nach Hamburg, erhält jetzt einen Konkurrenten, der „Potosi“ hinsichtlich der Größe und auch in Bezug auf die Fahrgeschwindigkeit erheblich übertreffen wird. Der neue Schnellsegler wird gegenwärtig auf der Werft von Ledlenborg bei Geestemünde erbaut. Er erhält eine Tragfähigkeit von 8200 Tonnen, während „Potosi“ 6200 Tonnen zu fassen vermag. Auch das neue Schiff wird für die große Segelschiffreederei J. Laeisz in Hamburg erbaut, welcher „Potosi“ und 15 andre, zum Teil sehr stattliche Segelschiffe angehören. Der Ruhm, den größten Segler zu besitzen, wird also von der deutschen Flagge nicht weichen. Die großen Segelschiffe dieser Art sind ausschließlich zum Frachtdienst bestimmt. Sie besitzen Vaderaume von gewaltigem Umfang, welche fast den ganzen stählernen Schiffkörper ausfüllen. Masten, Rahen und schwerere Stengen sind sämtlich aus Stahl. Die vorzüglichen Segel Eigenschaften befähigen die Schiffe, die von ihnen auszuführenden weiten Reisen in verhältnismäßig kurzer Zeit zurückzulegen, und infolge ihres großen Fassungsvermögens sind die Segler im Stande, mit Dampfern wirksam zu konkurrieren.

Gesundheitspflege.

Kaiser Wilhelm II. hat die Villa Garza in Arco, die er von dem Dresdener Rentier Hildebrand geschenkt erhielt, zu einem Sanatorium für deutsche Offiziere bestimmt. Erst vor vier Jahren erbaut, liegt die Villa an jener prächtigen Straße, die von Arco nach der Nachbargemeinde Chiaro führt, am Fuße des Romazollo-Berges. Es ist ein dreistöckiger Bau, auf der Südfront mit einem Mansardengiebel, auf der Westseite mit einem Turm versehen, von dem man eine herrliche Aussicht genießt.

Verkehr. Industrie.

Die silbernen Zwanzigpfennigstücke kein gesetzliches Zahlungsmittel mehr! Auf Grund des Artikels II des Gesetzes, betreffend Änderungen im Münzwesen, vom 1. Juni 1900, hat der Bundesrat die nachfolgenden Bestimmungen getroffen: Die Zwanzigpfennigstücke aus Silber gelten vom 1. Januar 1902 ab nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel. Von diesem Zeitpunkt ab ist außer den mit der Einlösung beauftragten Kassen niemand verpflichtet, diese Münzen in Zahlung zu nehmen. Die Zwanzigpfennigstücke aus Silber werden bis zum 31. Dezember 1902 bei den Reichs- und Landesbanken zu ihrem gesetzlichen Werte sowohl in Zahlung als auch zur Umwechslung angenommen.

Der preussische Finanzminister hat die öffentlichen Kassen angewiesen, die bei ihnen am 1. Januar 1902 vorhandenen und nach diesem Zeitpunkt eingehenden Thaler aus den Jahren 1823 bis 1856 nicht wieder auszugeben, sondern von Zeit zu Zeit der Reichsbank gegen Wertersatz zuzuführen und sich zu Zahlungen in Thalern fortan nur der Vereinsthaler deutschen Gepräges zu bedienen. Die nicht an Banplätzen befindlichen Kassen haben die genannten Münzen an die Regierungshauptkassen abzuliefern.

Die höchste Bergbahn der Welt befindet sich, nach den Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, in Peru. Von Lima in einer Meereshöhe von 137 Metern ihren Ausgang nehmend, führt die Linie vorerst nach S. Bartolomeo, 1511 Meter, steigt sodann zur kleinen Stadt Matucana, 2374 Meter, um später auf der 3 Kilometer langen Galerie Paso de Galera in einer Höhe von 4774 Metern die Anden zu überschreiten. Vor Befahren und Verlassen dieser Galerie erfolgt ein viertelstündiger Aufenthalt, damit die Reisenden, wohlverhüllt wegen der infolge der abnormen Höhe immerwährend herrschenden großen Kälte, die herrliche Gebirgslandschaft betrachten können.

Landwirtschaft.

Verbrauch von Düngemitteln auf der Erde. Die französische Zeitschrift „L'Engrais“ berechnet den jährlichen Verbrauch von Düngemitteln auf der ganzen Erde auf 14350 000 Tonnen im Werte von 1320 000 000 Fr. Davon entfallen auf die Knochen- und Mineralsuperphosphate 6 000 000 Tonnen im Werte von 36 000 000 Fr., auf Schlacken, natürliche Phosphate, Knochenmehl u. s. w. 2500 000 Tonnen im Werte von 150 000 000 Fr. Von

Chilifaltpeter werden 1400 000 Tonnen im Werte von 280 000 000 Fr. verwendet, von schwefelsaurem Ammoniak 450 000 Tonnen im Werte von 130 000 000 Fr. An Pottasche aller Art und Kalifaltpeter verbraucht man jährlich 1500 000 Tonnen, die einen Wert von 150 000 000 Fr. darstellen. Organische Düngemittel, wie Tierblut, Tierhörner, Leder, Poudrette, Delfuchenehl, Guano u. s. w. werden in Mengen von 2500 000 Tonnen und im Werte von 250 000 000 Fr. verbraucht.

Litteratur.

Adolf Rojenberg, Handbuch der Kunstgeschichte in einem Bande. Mit 885 Abbildungen und 4 Beilagen. In seinem Original-Lederband M. 15.— (Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.) Immer dringender ist in den Kreisen des gebildeten Publikums das Verlangen nach einem handlichen Lehrbuch der Kunstgeschichte laut geworden, das auf alle Fragen, die sich dem gebildeten Laien beim Genuß eines Kunstwerkes aufdrängen, in Kürze und Klarheit Auskunft giebt. Diesem Verlangen ist der bekannte Kunsthistoriker entgegengekommen, dem die Gabe vollstündlicher und lebensvoller Darstellung im hohen Maße eigen ist. Ohne den Leser durch gelehrten Ballast zu ermüden oder durch umständliche Stilerörterungen zu verwirren, führt er ihn in lebendiger Schilderung durch alle Perioden der Kunstgeschichte, von den ältesten Zeugnissen menschlicher Kunstübung in Assyrien und Ägypten und den vorgeschichtlichen Denkmälern im Norden Europas bis in die neueste Zeit, bis in die erregten Kämpfe der Gegenwart um neue Kunstideale. Aus der fast un-



Die Villa Garza in Arco.

übersehbaren Fülle der Erscheinungen abgeschlossener Kunstepochen ist mit fundiger und sicherer Hand das Wesentliche und Bleibende hervorgehoben worden; den künstlerischen Erzeugnissen der neuesten Zeit aber tritt der Verfasser mit ruhig abwägender Prüfung gegenüber, das abschließende Urteil vorsichtig der Zukunft überlassend. Stets hat er sich das Wort Goethes vor Augen gehalten, daß Lehrbücher nur dann anwendbar sind, „wenn sie die heiterste, zugänglichste Seite des Wissens und der Wissenschaft darbieten“. Aber in einem Handbuche der Kunstgeschichte würde auch die lebendigste Schilderung wirkungslos sein, wenn sie nicht durch ein reiches Abbildungsmaterial unterstützt wird. Die Verlagsbuchhandlung hat es verstanden, dieses Material in einer Bielefeldigkeit und einer Vollständigkeit zu beschaffen, wie sie noch in keinem Handbuche gleichen Umfangs erreicht worden sind. Darstellung und Illustration stehen im harmonischen Gleichgewicht, so daß das Buch sich auch äußerlich, zumal bei seiner gediegenen Ausstattung, als ein Kunstwerk darstellt.

Neuers. Historisch-Geographischer Kalender für 1902. VI. Jahrgang, mit etwa 550 Abbildungen (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien, Preis M. 2.—) ist eben erschienen. Unter den vielen Kalendern, die uns alljährlich zur Beurteilung vorgelegt werden, wählten wir kaum einen zweiten zu nennen, dem wir ein so reges Interesse entgegenbrachten als diesem. Schon das flüchtige Durchblättern ist von eigentümlichem Reiz, umfaßt doch der Kalender in geographischer Beziehung die ganze Erde. Bild um Bild wechselt, jedes einzelne ein kleines Meisterwerk und begleitet von kurzem Text, dem sich Tagesnotizen, Sprichwörter, Lesefrüchte und das eigentliche Kalendarium anreihen.

Bühne.

„Alt-Heidelberg“, Schauspiel von Wilhelm Meyer-Hörner, hat bei seiner Aufführung im Berliner Theater einen schönen Erfolg erzielt. Der Verfasser hat das Stück nach seiner Erzählung „Karl Heinrich“ dramatisiert, die — wie unsre Leser sich wohl noch erinnern werden — zuerst in der „Illustrierten Welt“ erschien und mit ihrem hübschen Bilder Schmuck allgemeinen Beifall fand. Sie ist nun, gleichfalls mit Illustrationen geziert, bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart auch als Buch (geb. M. 4.) erschienen, worauf wir besonders aufmerksam machen, da es sich sehr gut zu Geschenken eignet. Im Hauptinhalt werden die Erlebnisse eines kleinstaatlichen Erbprinzen auf der Heidelberger Hochschule darin behandelt; auf der Bühne sicherten namentlich die humoristischen Partien dem

Stück seine günstige Aufnahme, die in dem Buche ebenfalls zu höchst wirksamer Geltung gebracht sind.

Vereinswesen.

Deutsche Turnvereine im Ausland, die zum großen Verband der deutschen Turnerschaft gehören, giebt es gegenwärtig 19, und es dürfte von Interesse sein, diese Pflegestätten deutschen Wesens genannt zu sehen. Es sind in Europa: D. T. V. in Jassy (Rumänien), D. T. V. in Czernowitz (Bukowina), D. T. V. in Antwerpen, D. T. V. in Brüssel, D. T. V. in Jahn in Brüssel, D. T. V. in London, D. T. V. in Manchester, D. T. V. in Madrid, D. T. V. in Barcelona; in Amerika: D. T. V. in Mexiko, D. T. V. in Valparaiso, D. T. V. in Blumenau (Brasilien), Tschft. in Sao Paulo (Brasilien); in Afrika: D. T. V. in Heidelberg (Transvaal), T. B. Germania in Johannesburg (Transvaal), D. T. V. in Pretoria (Südafrikanische Republik), D. T. V. in Swatopmund (Südwestafrica); in Asien: D. T. V. in Jassa (Palästina), D. T. V. in Tjingtau (China). Es fehlt also nur noch Australien, wo auch schon deutsche Turnvereine bestehen, die aber noch nicht zur deutschen Turnerschaft gehören.

Entscheidungen.

Wie weit nach unserm jetzigen bürgerlichen Recht die Haftung des Tierbesizers geht, zeigt deutlich ein kürzlich vor dem Amtsgericht II in Darmstadt verhandelter Streitfall: Ein Pfundstädter Arzt fuhr mit einem Benzinmotorwagen an einer Mühle vorbei, aus welcher ein kleiner Hund hervorsprang. Der Hund geriet in das linke vordere Wagenrad, der Insasse verlor die Leitung der Ventilstange und wurde herausgeschleudert, das Fahrzeug selbst wurde erheblich beschädigt. Nach § 833 des B.G.B. werden vom Halter des Hundes die nicht unbedeutenden Reparaturkosten des Wagens gefordert, denn wer ein Tier hält, ist verpflichtet, dem Verletzten den durch die Beschädigung erwachsenen Schaden zu ersetzen, ohne Rücksicht darauf, ob ihn ein Verschulden trifft oder nicht.

Statistisches.

Zigarrenverschleiß in Oesterreich. Nach den Statistischen Mitteilungen über das österreichische Tabak-Monopol wurden im Jahre 1900 zusammen 1286 715 020 Stück inländische Zigarren abgesetzt, für welche ein Erlös von 86 500 724 Kronen erzielt wurde. Am stärksten ging die gemischte Ausländer, die sogenannte „Lange“, ab, von welcher Sorte 540 017 883 Stück abgesetzt wurden; ferner wurden verkauft 216 474 000 Cuba, 188 489 000 Portorico, 161 896 000 feine Virginier, 74 974 000 kleine Inländer (sogenannte „Kurze“), 40 550 000 Trabucos, 34 432 000 Britannica etc. An Zigaretten wurden 2 885 252 328 Stück abgesetzt, für welche ein Erlös von 45 447 287 Kronen einging. Am stärksten wurde die Drama-Zigarette gekauft, von dieser Sorte wurden 1 403 952 692 Stück abgesetzt; ferner wurden verkauft 944 287 000 Stück Sport, 189 501 000 Sultan, 181 632 000 Damen etc. An Havanna-Zigarren wurden 1 031 093 Stück um den Gesamtpreis von 289 443 Kronen zum Verkauf gebracht. Am stärksten wurden die Salanes, Regalia Media und Conchas gekauft.

Das wichtigste Nahrungsmittel ist, wenn man nach den Angaben der Statistik geht, nicht das Brot, auch nicht etwa der Mais oder die Kartoffel, sondern der Reis. Von Reis lebt nämlich die größere Hälfte der ganzen Erdbewölkerung. In den beiden dichtestbesiedelten Ländern der Erde, in China und in Indien, bildet der Reis fast ausschließlich die Volksernährung.

Die Zahl der reichsten Leute in den drei Hansestädten. Nach den Ziffern der letzten für die drei Hansestädte vorliegenden Einkommensteuerstatistik befißt Hamburg 354 Personen, die über 100 000 M. Einkommen versteuern, Bremen 87, die über 100 000 M. Einkommen versteuern, während Lübeck in der gleichen Periode 12 Personen hatte, die über 100 000 M. Jahreseinkommen zur Steuer brachten.

Miscellen.

„Ich dien.“ „Ich dien“ ist, nach Carl Blind („Voss. Ztg.“), nicht der Wappenspruch des englischen Königshauses, sondern bloß die Helmschrift des Prinzen von Wales. Es bedeutet auch nicht: „Ich diene“, ist nicht deutsch, sondern schottisch (Kymrang d. h. walisisch) und hat einen ganz andern Sinn. Man hat nur später irrigerweise die deutsche Erklärung gefunden. Was nun den von Blind angegebenen „andern Sinn“ anlangt, sendet dem „Vps. Ztbl.“ ein alter Abonnent ein in dieser Richtung aufklärendes Citat aus Pücker-Mustaus „Briefen eines Verstorbenen“ (I. Teil, Stuttgart 1836, Hallbergers Verlag, Seite 75): „... Die Welshen (von Wales) hatten nämlich, eingedenk der Bedrückungen englischer Hauptleute, in früheren Zeiten partieller und momentaner Eroberungen, dem Könige fest erklärt, daß sie nur einem Statthalter, der ein Prinz ihrer eignen Nation sei, Folge leisten wollten. Sofort ließ Eduard, mitten im Winter, seine Gemahlin Eleonore herbeiholen, um heimlich ihre Niederkunft in Caernarvon Castle abzuwarten. Sie gebare einen Prinzen, worauf der König die Edlen und Bornehmsten des Landes zusammen berief und sie feierlich fragte, ob sie sich der Regierung eines jungen Prinzen unterwerfen wollten, der in Wales geboren sei und kein Wort Englisch sprechen könne? Als sie dies freudig und erstaunt bejahten, präsenzierte er ihnen seinen eignen, eben geborenen Sohn, indem er in gebrochenem Welsh ausrief: „Eich Dyn“, d. h. dies ist euer Mann! — welche Worte später in „Ich dien“ korrumpiert sind.“